c [J. J. Wippel]

Volständige Gelehrtengeschichte des Weltweisen auf dem Thron,

aus ächten Quellen und unverdächtigen Nachrichten zusammen getragen und bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt.

[1. Ex.]

Erster Theil.

Frankfurt und Leipzig.
1765.

Vorrede.

Wie ist wohl eine Vorrede entbehrlicher gewesen, als bey der Schrift, die wir hier der Welt für die Augen legen. Die gelehrte Geschichte des Weltweisen auf dem Thron. Friedrich der Grosse in seiner liebenswürdigsten Gestalt, als ein Beschützer, ja selbst

als die höchste Zierde der Wissenschaft und Künste, als ein kluger uud weiser Gesezgeber, als ein munterer und zärtlicher Gesellschafter, der durch eine großmüthige Herablassung zu den geistvollen Söhnen Minervens an statt den Glanz seiner Majestät zu verdunkeln, denselben nur mehr erhöhet, und als ein Vater seiner Unterthanen betrachtet, der allenthalben in seinen Staaten Ruhe und Glükseligkeit ausbreitet; Wie groß, wie königlich ist nicht dieser Anblick! Auch die schläfrigste Seele wird hier lauter Aufmerksamkeit, lauter Bewundrung. Mit Erstaunen sehen wir Ihn viele Jahre her, wie Er in furchtbarer kriegerischer Rüstung vor seinem siegreichen Heere ein Schrecken seiner Feinde, und ein Wunder unserer Zeiten einherzog. Wer sollte dann nicht auch begierig seyn, Ihn, den glorreichen König in dem holdseligen Gewand des Friedens zu schauen, wie Er die Früchte seiner Seegen mit vätterlich-weiser Hand unter seine geliebten Kinder, die Unterthanen, austheilt? Majestätisch ist es und fürchterlich

schön, die Sonne zu sehen, wenn sie an schwülen Sommertagen hinter schwarze mit Ungewittern schwer beladene Wolken gelagert, feurige Blitze und zerschmetternde Donnerkeile auf die erschrockene Erde herabsendet. Aber süsser ist der Anblick und sanffter und entzückender, wenn die hohe Regentin der Jahrszeiten am frohen Lentzen durch ihre mildere Stralen den halberstarrten Erdkreis erwärmet, befeuchtet und mit neuer Schönheit und Leben begabt. Ein so süsses, ein so Entzückungsvolles Schauspiel ist die gegenwärtige gelehrte Geschichte des Weltweisen auf dem Thron. Eine Erzählung der kriegrischen Thaten Friedrichs, die unsre Seele zu einem bebenden Erstaunen fortreissen, wird der Leser vergeblich suchen. Es ist davon nur so viel angebracht, als der Zusammenhang der Geschichte unumgänglich erheischte. Dagegen aber wird man eine Menge Anecdoten seines Lebens antreffen, die diesen Preiswürdigen Monarchen auf seiner moralischen Seite uns

zeigen, und uns Denselbigen in seiner wahren Grösse und Erhabenheit schildern, die Er nicht mit den Alexandern und Cäsarn des Alterthums gemein hat, sondern die Ihn unendlich weit über diese Geräuschvollen Verheerer des menschlichen Geschlechts erhebet. Es ist groß ein Held, ein Eroberer zu seyn. Aber - -

Consulere patriæ, parcere afflictis, fera
Cæde abstinere, tempus atque iræ dare
Orbi quietem, seculo pacem suo.
Hæc summa Virtus, petitur hac cœlum via.

Seneca in Octavia.

)o(

Gelehrte
Geschichte des Weltweisen
zu
Sans-Souci.

Erster Theil.

---

§. 1.

Geburt und erste Erziehung des Weltweisen von Sans-Souci.

Derjenige, dessen Leben, als 1712.
das Leben eines Gelehrten, eines Weltweisen betrachtet, der Gegenstand dieser Blätter seyn sol, betrat die Schaubüne dieser Welt, auf welche er dermaleinst eine so grosse, eine so unvergesliche Rolle zu spielen bestimt war, den 24sten Jenner 1712. Er wurde bey seiner Geburt mit allen denjenigen Feierlichkeiten in die Welt eingefüret, welche der Gebrauch in dergleichen Umständen nothwendig gemacht hat. Man brachte Ihn zur Taufe; und unter denenjenigen, welche Zeugen dieser gottesdienstlichen Handlungen seyn solten, waren verschiedene, mit deren Nachkommen er nachmals die blutigsten Kriege gefüret hat. Es waren solche Kaiser Carl 6, die ver-

witwete Kaiserin, Czaar Peter der Grosse, die Generalstaaten, der Canton Bern, der damalige Churprinz von Hannover und nachmaliger König von Engelland, Georg 2, und die verwitwete Herzogin von Mecklenburg, Christiana Wilhelmina. Er bekam die Nahmen Carl Friedrich, ob er sich gleich nachmals nur allein des leztern bedienet hat. Die ersten Züge seiner Erziehung hatte er seiner Frau Mutter zu danken, welche allein im Stande war, eine so erhabene Seele zu bilden. Sophia Dorothea, eine Tochter König Georgs 1 von Engelland, unterschied sich durch ihre Leutseligkeit, durch die Unschuld ihrer Sitten, und durch das Feuer ihrer Tugend von allen Fürstinnen ihrer Zeit. Selbst die Musen hatten keine Geheimnisse, welche ihrem Geiste verborgen waren; die feinesten Wissenschaften, die nüzlichsten Sprachen verehreten sie als Kennerin und Lehrerin, und alle diejenigen, welche Zeugen ihrer Einsichten gewesen, gestehen, daß sie im Urtheilen eine Richtigkeit und Stärke an den Tag geleget, welche man sonst nur von Männern zu erwarten pfleget, die ihre ganze Lebenszeit den Wissenschaften widmen. Sie war unermüdet, dem weichen Herzen ihres Sohnes gleiche Neigungen einzudrücken, und der Erfolg hat gelehret, daß ihre Bemühung nicht vergebens gewesen. Salomo rümete sich, von seiner Mutter einen Rath erhalten zu haben, den er sogar dem lezten Abschnit seiner Sittenlehren einverleibet hat. Cåsar hob sich durch die Rathschlåge seiner Mutter so hoch, daß man auch behauptet, sein ganzer Heldenlauf seie ein blosser Ausdruck ihrer Erinnerungen gewesen. Sophia

Dorothea war glücklicher als jene; es ward ihr vergönnet, die reifen Früchte der von ihr eingepflanzten Lehren der Weisheit und Tugend nachmals täglich vor Augen zu sehen. So war diejenige beschaffen, von welcher die Kindheit unsers nachmaligen Weltweisen ihre erste Bildung erhielt. Die Frau von Roccoules, welche 1741 zu Berlin verstarb, und deren Gemal Obrister unter dem grossen Grenadiercorps zu Potsdam war, wurde seine Gouvernante, und unterstützte die Königin in Ansehung der kleinern Bedürfnisse.

§. 2.

Character König Friedrich Wilhelms.

Ehe ich hier in meiner Geschichte weiter fortgehe, wird es nötig seyn, die Seele desjenigen zu schildern, welcher die Ehre hatte, der Vater meines Weltweisen zu seyn. Friedrich Wilhelm verknüpfte die Staatsklugheit jederzeit mit der Gerechtigkeit. Er war mehr bemühet, dasjenige, was er besas, wohl zu regieren, als die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern. Immer fand man ihn in den Waffen, aber immer zur Vertheidigung und nie zum Unglück Europens Er bauete mit Verschwendung für seine Unterthanen, und wendete doch nie die geringste Summe auf, selbst bequemer zu wohnen. Er war vorsichtig in seinen Verbindungen, getreu in seinen Versprechungen, streng in seinen Sitten, scharf gegen die Sitten anderer, genau in Beobachtung der Kriegszucht, und regierete seine Staaten nach

eben denselben Gesetzen, nach welchen er seine Armee regierete. Er hatte von der menschlichen Natur eine so gute Vermuthung, daß er verlangte, seine Unterthanen solten eben so gute Stoiker seyn, als er selbst war, und vielleicht wären sie insgesamt Stoiker geworden, wenn er noch zwanzig Jahr gelebt hätte. Friedrich Wilhelm zog jederzeit das Nützliche dem Angenehmen vor, und auch das erstere beurtheilete er blos nach dem unmittelbaren Einflus, den es in die Finanzen und auf die Armeen hatte. Aus diesem Grunde hielt er alles, was man Gelehrsamkeit und Wissenschaft nennet, für blosse Speculationes für einen Verderb der Zeit in Ansehung der algemeinen Wohlfahrt; ein Vorurtheil, wozu ihm die Gelehrten durch ihre unfruchtbaren Untersuchungen und unnützen Zänkereien oft nur alzuvielen Anlas gaben. Die Rechenkunst und Arzneikunde waren vielleicht die einigen Wissenschaften, die er mit einiger Achtung beehrete; denn die erstere dienete zur Verbesserung der Finanzen, und die letztere zur Aufnahme der Chirurgie, folglich auch zur Aufnahme der Armee. Durch die strenge Mäßigkeit gegen sich selbst, und durch seine unermüdete Arbeitsamkeit in den Geschäften, oft die kleinesten nicht ausgeschlossen, entfernte er sich unendlich weit von den Sitten seines Jahrhunderts, in welchem Ueppigkeit, Wollust und Unthätigkeit für die wesentlichen Beschäftigungen des Thrones gehalten werden a).

§. 3

a) Memoires de Brandebourg Liv. 4.

§. 3.

Hofmeister des Weltweisen von Sans-Souci.

Man kan sich hieraus schon einiger massen vorstellen, nach welchen Grundsätzen Carl Friedrich erzogen wurde. Nachdem er das siebente Jahr seines Alters erreichet hatte, nahm man ihn aus den Händen des Frauenzimmers, um die übrige Bildung seines Geistes nunmehr dem Fleis von Männern zu überlassen. Schon in dem zartesten Alter zeigte er eine ungemeine Fähigkeit, welche etwas Ausserordentliches verkündigte. Seine geistreiche Bildung war mit einer überaus grossen Munterkeit verknüpft, so daß seine Hofmeisterin niemals ohne Entzücken von seinem englischen Verstande zu reden pflegte. Alles was man ihm vorlegte, fassete er mit der grösten Leichtigkeit, so daß der berümte la Croze, einer seiner Lehrmeister, über den seltenen Fortgang erstaunte, den er in den Anfangsgründen der Wissenschaften machte b). Er bekam nunmehr den Reichsgrafen und damaligen Generallieutenant, Albert Conrad Fink, von Finkenstein, einen Staatsman und Held zum Gouverneur. Dieser berümte Man, den die Reinigkeit seiner Sitten und seine ausgebreitete Erfarung dieser Ehre würdig machten, gieng bereits im Jahr 1735 den Weg alles Fleisches. Zu seinem Untergouverneur aber wurde der damalige Obriste und nachmaliger Generallieute- 1718.

 nant

b) Des Herrn von Loen kleine Schriften Th. 1. S. 27.

nant von Kalkstein ernant. Unter der Aufsicht dieser Männer erlangte er nicht nur eine nicht gemeine Fertigkeit in den Künsten und Wissenschaften, sondern auch in den ritterlichen Uebungen; ob er gleich das meiste der Stärke seines eigenen Genies zu verdanken hatte.

§. 4.

Nachricht von dem Herrn du Han.

Ob gleich Friedrich Wilhelm selbst kein Freund der Gelehrten war, denen er überflüßige Ehre zu erweisen glaubte, wenn er sie statt der Hofnarren gebrauchte; so gab er doch seinem Sohne einige der gelehrtesten Männer zu Berlin zu Lehrmeistern. Den Herrn la Croze habe ich schon vorhin genant. Gemeiniglich giebt man auch den Herrn Jordan als den Lehrer seiner Jugend an. Allein so viel Ehre ein solches Verhältniß auch für beide seyn würde, so ungegründet ist es doch. Herr Jordan ist nicht eher als im Jahr 1736 mit demjenigen bekant worden, dessen Leben ich in diesen Blättern beschreibe. Carl Egidius du Han von Jandun war vielmehr dasjenige Werkzeug, unter dessen Aufsicht sich die Talente entwickeln solten, welche die Natur in die Seele meines Friedrichs gelegt hatte. Herr du Han war von Jandun in Champagne gebürtig, hatte aber im Jahr 1687, um der protestantischen Religion willen, sein Vaterland mit den brandenburgischen

Staa-

Staaten vertauscht, und sich daselbst mit so vielem Fleis auf die Wissenschaften gelegt, daß man auch hätte glauben sollen, es würde dieser Geschmack allen übrigen Neigungen bey ihm den Zutrit verschliessen. Allein er war einer von denjenigen Männern, welche ihr schönes Genie zu allem geschickt macht. Die Belagerung Stralsunds, mit welcher König Friedrich Wilhelm damals beschäftiget war, erweckte in dem Herrn du Han die Begierde nach Ruhm, welche Eigenschaft dem französischen Adel vorzüglich eigen ist. Er diente daselbst als ein Freiwilliger, und befand sich überal; der König bemerkte ihn gar bald, fragte wer er wäre, und als ihm der Graf von Dohna dessen Geburt und Verdienst meldete, bestimte ihn der König zur Erziehung und zum Unterricht seines Sohnes c). Es geschiehet selten, daß man den Lehrmeister eines Prinzen aus den Laufgräben nehmen siehet; aber diesmal verdienete eine solche sonderbare Wahl Beifal.

§. 5.

Wachstum des Prinzen in den Wissenschaften.

Die Heldentugenden und glänzenden Eigenschaften, welche von dem ganzen Europa bewundert, und von einem grossen Theile desselben geliebt werden, zeigen, wie sehr sich der erhabene Schüler die Lehren seines Meisters zu Nutz zu machen gewust; und die Freundschaft,

c) Histoire de l'Academie royale des sciences & belles lettres. S. 157.

womit ihn Friedrich jederzeit beehrete, ist ein eben so starker Beweis, daß die Gabe zu gefallen, mit der Gabe zu unterrichten gar wohl bestehen kan. Es giebt Genie — — aber die Natur bringt sie nur als eine Seltenheit hervor — — von deren Wilkür es abhängt, worin sie vortreflich seyn wollen; Friedrich wolte es in allem seyn, und er ward es. Die ernsthaften Wissenschaften hinderten ihn nicht, sich die schönen Künste eigen zu machen. Er gewan der Tonkunst einen Geschmack ab, und es verflos wenig Zeit, so war er in derselben ein Meister. Er liebte die Sprache Frankreichs, und seine Fertigkeit in derselben verdienet bewundert, ja selbst beneidet zu werden. Friedrich Wilhelm versäumete nichts, seinem Sohne diejenige Neigung einzuflössen, welche er selbst für den Soldatenstand hegete; und ob er gleich einigen Geschmack dazu in ihm fand, so hätte er doch gewünscht, daß es etwas mehr als ein blosser Geschmack seyn möchte. In dieser Absicht ernennete er ihn anfänglich zum Capitain bey dem neuen Cadettencorps, welches 1717 von ihm errichtet wurde, und nachmals zum Capitain, und nicht lange hernach zum Obristen bey dem berümten Corps der grossen Grenadiers zu Potsdam. Friedrich Wilhelm erreichte seinen Endzweck nicht; er konte seine Seele dadurch nicht von derjenigen Leidenschaft abziehen, welche ihn einmal für die Künste und Wissenschaften eingepräget war. So war die Erziehung unsers jungen Weltweisen beschaffen. Friedrich selbst schildert sie unnachamlich, d) obgleich mit alzuvieler Bescheidenheit, wenn er seinen Geist, und mit ihm seine Muse folgender Gestalt anredet;

Aprenez

d) Epitre XX. A mon Esprit.

Aprenez quelque jour aux Lecteurs indulgens,
Si vous pouvez percer la ſombre nuit des tems,
Ou ſi quelque hazard vous amene au grand monde
Quel était cet Auteur dont la muſe féconde
Monta ſur l'Helicon ſur les pas du plaiſir
Et compoſa des vers pour charmer ſon loiſir.
Dites que mon berceau fut environné d'armes,
Que je fus élevé dans le ſein des allarmes,
Dans le milieu des camps ſans faſte, ſans grandeur,
Par un Pere ſevère et rigide cenſeur,
Que je fus écolier des plus grands Capitaines,
Qu' à *Sparte* cultivant les douces moeurs d'*Athenes*
Je fus ami des arts plutôt que vrai ſavant;
Et que ſans écouter un orgueil décevant,
Et ſimple Courtiſan des filles de Mémoire,
Je n'aſpirai jamais à la ſublime gloire
D'être le plus fêté parmi leurs nourriſſons,
Que ſachant me borner et rabaiſſer mes ſons,
Je me ſuis contenté de peindre ma penſée
Et de parler raiſon en proſe cadencée.

D. i. „Und wenn du durch die finſtre Nacht „der Zeiten dringen kanſt, oder wenn dich ein „Ohngefår in die groſſe Welt füren ſolte, o ſo „lehre den verſchonenden Leſer, wer derjenige „Schriftſteller war, deſſen fruchtbare Muſe „auf den Fustapfen des Vergnügens den He„licon beſtieg und Lieder dichtete, ſeine müßi„gen Stunden zu vergnügen. Sage, daß mei„ne Wiege mit Waffen umgeben war; daß ich „in dem Schoos der Geräuſche, mitten in Lä-

gern,

„gern, ohne Pracht, ohne Grösse von einem
„Vater erzogen wurde, der ein harter und
„strenger Richter meiner Sitten war. Sage,
„daß ich ein Schüler der grösten Helden wurde,
„daß ich die sanften Sitten Athens zu Spar-
„ta ausgebildet habe, daß ich mehr ein Freund
„der Wissenschaften als ein wahrer Gelehrter
„sey. Sage, daß ich, ohne dem betrügerischen
„Stolz Gehör zu geben, als ein blosser Lieb-
„haber der Töchter des Gedächtnisses niemals
„nach der erhabenen Ehre gestrebet habe, der
„gepriesenste unter ihren Lieblingen zu seyn,
„daß ich mich einzuschrenken und meinen Tö-
„nen Grenzen zu setzen gewust, und endlich,
„daß ich zufrieden war, meine Einfälle zu ma-
„len, und die Vernunft in einer abgemessenen
„Prose zu predigen.„

§. 6.

Seine Reisen durch Teutschland.

1728. Der junge Liebling der Musen verspürete gar bald eine heftige Neigung bey sich zu reisen, und in fremden Ländern neue Einsichten zu schöpfen. Aber würde er wohl dasjenige anderwerts gefunden haben, was er wirklich bereits selbst besas? Sein Herr Vater wolte daher auch niemals zugeben, daß sein Prinz anders, als unter seinen Augen reisen solte. Er nahm ihn im Jahr 1723 mit nach Hannover und Herrenhausen, als König Georg I von Engelland daselbst angekommen war. Hier sahe

sahe er die Prinzeßin Anna, die Enkelin des brittischen Monarchen und älteste Tochter des damaligen Prinzens von Wallis, und nachmaligen Königes, Georgs 2. Diese Prinzeßin unterschied sich schon damals durch die Reitze ihrer Person, durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, durch ihre Fertigkeit in denselben, durch ihren hurtigen Verstand, durch ihre scharfe Beurtheilungskraft und durch ihre menschenfreundliche Leutseligkeit von unzälig andern nicht nur ihres Ranges, sondern auch ihres ganzen Geschlechts. Die Wissenschaften haben den Vorzug, daß sie das Herz ihrer Verehrer zärtlich und geschickt machen, alle Eindrücke des Schönen, des Reitzenden anzunehmen. Konte das Herz Friedrichs, welches die schönen Künste zum Empfinden gebildet hatten, bey dem Anblick so vieler Volkommenheiten wohl ungerürt bleiben? —— —— Er blieb es nicht, und wünschete schon damals, diese Prinzeßin dermaleins als seine Gemalin zu besitzen. König Friedrich Wilhelm fürete nicht lange hernach seinen Prinzen nach Cleve, Holland und Dresden. Im Jahr 1730 wohneten sie dem Lustlager bey Mühlberg, einem an der Elbe gelegenen Städtgen, bey, wo ein Heer von 23000 Man, eine Vorstellung des Krieges bey den Römern machte, die mit den Träumereien des Ritters Follard vermischt war. Es war mehr ein theatralischer Aufzug, als eine wahrhafte Abbildung des Krieges. Kurz darauf unternahmen sie, obgleich mit einem nur kleinen Gefolge eine weit längere Reise. Friedrich Wilhelm nahm seinen Weg durch Coburg, Bamberg, Erlangen und Anspach,

von da er sich nach Augsburg begab. Die Reise ward durch das Würtembergische fortgesetzt, um über Frankfurt und Darmstadt den Rhein zu gewinnen. Der König gieng daselbst nach Wesel zu Schiffe, und kam über Magdeburg nach Berlin; aber ohne dem Kronprinz.

§. 7.

Misverständnis mit seinem Herrn Vater.

1730. Ein Misverständnis hatte ihm auf dieser Reise die Ungnade seines Herrn Vaters zugezogen, und der Prinz muste sich eine Zeitlang zu Küstrin aufhalten. Die Nachwelt wird nicht viel verlieren, wenn ihr gleich die Ursachen dieses Misverständnisses verborgen bleiben. Die Ungnade des Prinzen hatte auch für diejenigen ihre unangenehmen Folgen, die er mit dem Nahmen seiner Freunde zu beehren pflegte. Unter der Zahl derselben befand sich auch Herr du Han, sein ehemaliger Lehrer. Dieser Man war nach geendigten Lehrjahren des Prinzen zum Justitz-Oberconsistorialrath bey der französischen Colonie ernant worden. Er wurde gegenwärtig nach Preussen verwiesen. Die Ursach, warum er diese Widerwärtigkeit litte, entzog ihm nichts von der algemeinen Achtung, worin er stand; sie bewegte ihn nicht zur Reue, sondern war vielmehr geschickt, seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und seine Hofnung zu beleben. Er liebte die Quelle sei-

nes widrigen Schicksals zu sehr, als daß er darüber hätte murren sollen, und er behielt jederzeit diejenige Ruhe, welche von einem guten Betragen unzertrenlich ist, und welche in den verschiedenen Auftritten unsers Lebens als den Probierstein der wahren Weltweisheit angesehen werden kan e). Der Herr von Kaiserling, Hauptman bey dem Regiment des Markgrafen Albrecht, dem seine Bekantschaft mit den Musen, und besonders seine Fertigkeit in der Dichtkunst, das Vertrauen des Prinzen erworben hatten, wurde wieder zu seinem Regimente verbannet. Prinz Friedrich muste sich durch den Umgang mit den Musen für den Verlust der Geräusche des Hofes schadlos zu halten, welches er einige Monathe entbehren muste. Wer den Wissenschaften einen Geschmack abgewonnen hat, dem ist die Einsamkeit keine Last. Die Natur entsaget ihrer Rechte niemals ganz. Friedrich Wilhelm konte ihrer Stimme nicht lange widerstehen; sein Herz fürete ihn gar bald wieder zu seinem Sohne zurück. Prinz Friedrich kam 1731 nach Berlin, und seine Ankunft gab dem Hofe und der Stadt die verlorne Freude wieder. Herr du Han kam bald hernach auf Vorsprache des Kronprinzen zu dem Herzog von Braunschweig, der ihn mit den entschiedensten Merkmalen der Gütigkeit beehrete. Hier blieb er bis 1740, da der Prinz den Thron bestieg, und ihn wieder nach Berlin berufte f).

e) Histoire de l'Acad. S. 158.

f) Ebendas. S. 159.

§. 8.

Dessen Vermälung.

1733. Das Siegel der Versöhnung war die Vermälung des Kronprinzen mit der Prinzeßin Elisabeth Christina, einer Tochter Herzog Ferdinand Albrechts von Braunschweig-Bevern, welcher im Jahr 1735, welches aber auch das letzte seines Lebens war, regierender Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel wurde. Ich habe bereits vorhin bemerket, daß Prinz Friedrich sein Herz und seine Hand der engelländischen Prinzeßin Anna zugedacht hatte. Allein die Schicksale hatten ein anderes beschlossen. Die Mißhelligkeiten, welche sich seit einiger Zeit zwischen dem preußischen und hannöverischen Hofe eingeschlichen hatten, und welche ihren Ursprung von nichts geringern, als einem paar kleiner Wiesen und einiger angeworbenen hannöverischen Bauern nahmen, waren vermuthlich Ursach, daß Friedrich Wilhelm in diese Verbindung nicht willigen wolte. Es ist dies nicht das erstemal, daß die Liebe ein Opfer der Staatskunst werden müssen. Prinz Friedrich wurde aus Gefälligkeit gegen den kaiserlichen Hof mit der braunschweigischen Prinzeßin vermälet, die eine Nichte der Kaiserin war. Es hat aber dieser Zug der Staatskunst nachmals nicht diejenigen Folgen gehabt, die man sich vielleicht damals davon versprach. Die Vermälung wurde 1733 zu Salzthal bey dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel volzogen. Die engelländische Prin-

Prinzeßin Anna hingegen wurde in dem folgenden Jahre mit dem Prinzen Wilhelm Carl Heinrich Friso von Oranien und Nassau verbunden. Friedrich Wilhelm schenkte nunmehr seinem Sohne die Grafschaft Rupin in der Mittelmark zu seinem Aufenthalt und zur Unterhaltung seiner Hofstatt. Das in derselben gelegene Schlos und Städtgen Rheinsberg, hatte am häufigsten die Ehre, den Kronprinzen in seinen Ringmauern, mit den Künsten und Wissenschaften beschäftiget zu sehen.

§. 9.

Er wohnet dem Feldzuge am Rhein bey.

Diese Beschäftigungen hinderten ihn nicht, in dem folgenden Jahre dem Feldzuge am Rhein beyzuwohnen. Die nach dem Tode König Augusts in Polen entstandene Unruhen breiteten sich in kurzer Zeit über ganz Europa aus. Der Kaiser, welcher sich dem Hause Sachsen verbindlich machen wolte, um dasselbe zur Annehmung der pragmatischen Sanction zu bewegen, zog ein Corps Truppen an der Grenze zusammen, die Vortheile des sächsischen Churprinzen wider den Stanislaum Leszinsky zu unterstützen, der durch den Vorschub Frankreichs war erwälet worden. Sobald Ludwig 15 solches hörete, kündigte er dem Kaiser den Krieg an. Carl 6 verlangte von Friedrich Wilhelm die in dem Bündnis vom Jahr 1728 versprochene Hülfe, und der König, der seinen Verbindungen jederzeit mit der gewissenhaftesten Redlichkeit nachzukommen pflegte, ob es gleich hier seinen Vortheilen entgegen 1734.

war, lies 16000 Man nach dem Rhein gehen, wo sie den Krieg über unter den Befelen des Prinzen Eugens von Savoyen dieneten. Der König begab sich in Begleitung seines Kronprinzen zu der kaiserlichen Armee, theils aus Neugierde, theils aber auch aus Liebe zu seinen Truppen, da er sahe, daß Helden sowohl als andere Menschen der Vergänglichkeit unterworfen sind. Der Feldzug war unfruchtbar an grossen Thaten. Es war nur noch der blosse Schatten des grossen Eugens bey dieser Armee. Er hatte sich bereits selbst überlebt, und fürchtete sich, seinen so festgegründeten Ruhm dem Glück seiner achtzehnten Schlacht auszusetzen. Die Franzosen nahmen Philipsburg im Angesicht Eugens weg, ohne daß sich jederman widersetzt hätte. Berwick wurde durch einen Kanonenschus getödtet, und der König, dessen Gesundheit durch die Beschwerlichkeiten der Reise in Unordnung gerathen war, verlies die Armee. Der Kronprinz blieb zwar bey derselben, allein da die übrige Zeit des Feldzuges mit unnützen Hin- und Hermärschen vergieng, so hatte er keine Gelegenheit, dasjenige in Ausübung gebracht zu sehen, was er bisher von der Kriegskunst aus dem Unterricht anderer erlernet hatte g).

§. 10.

Dessen Gedicht darauf.

Die Geräusche des Krieges hinderten unsern jungen Weltweisen nicht, einige Stunden den Musen

g) Mémoires de *Brandenb.* Liv. 4.

Musen zu widmen. Das Gedicht, h) welches er damals verfertigte, und welches zu einem Beweise seiner schon damaligen Stärke in der französischen Dichtkunst dienet, ist werth, daß ich es hersetze. Es lautet so:

Loin de ce séjour solitaire,
Où sous les auspices charmans
De l' amité tendre et sincere,
Je goûtais tous les agrémens
D' un commerce doux fait pour plaire.
Dans un séjour plus turbulent,
Mon inconstant destin me guide,
Le Dieu des combats y préside;
Ce Dieu si fier, si violent,
Ne respire que les allarmes;
Au haut d' un trophée éminent
S' éleve son trône insolent,
Entouré de casques et d' armes;
Bellone au regard inhumain,
Sur ces cruels foudres d' airain,
Aux ordres de ce Dieu soumise,
Auprès de ce trône est assise;
Proche d' elle l' ambition,
Par l' appas de l' illusion
Attire le peuple et l' amorce.
Là parait la nerveuse force,
La confiance et la valeur,
Et le courage téméraire
Avec l' audace sanguinaire,
S' appuïant sur le point d' honneur;
Et l' intérêt et la licence,
La brutale férocité,

 Mini-

h) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. II.

Miniſtres de ſa violence,
Sont tous placés à ſon côté.

Cette Cour pleine d' inſolence
Ne deſire que les combats,
Lardente ſoif de la vengeance,
Le ſang ruiſſelle ſous ſes pas;
Le fier orgueil et l' arrogance
Y ſement l' horreur du trépas,
Où ce Dieu tient ſa reſidence,
Il fait déraciner exprés
Tous les oliviers des forêts.
Il ne ſouffre dans ſa préſence
Que les lauriers et les ciprès.
Sa voix excite le carnage,
Il transporte ſes courtiſans
Dans de ſombres accès de rage,
Et ſes ſanguinaires agens
Inſenſibles dans leur furie
Au plaiſir de donner la vie,
Se ſont gloire de la ravir.
Quelle horreur que de ſ'aſſouvir!
Du ſang, grand Dieu, d' un propre Frere!
Mortels le jour qui nous reluit
Nous fut donné d' un commun pere.
L' affreux trépas qui nous pourſuit
Sous nos pieds creuſe notre tombe;
L' homme eſt une ombre qui ſ' enfuit,
Vne fleur qui ſe fâne et tombe.
Mille chemins nous ſont ouverts
Pour quitter ce triſte Vnivers
Et la nature ſi féconde
N' en fit qu' un pour entrer au monde.

Ah!

Ah! mortels, quelle est votre erreur,
De prêter vos mains meurtrieres
Et vos talens et vos lumieres
Au meurtre, au carnage, à l' horreur?

Enrôlé dessous les bannieres
De ce Dieu rempli de fureur,
Tandis qu' il ravageait la terre,
J' ai su conserver ma douceur;
Dans l' acharnement de la guerre
J' ai respecté l' humanité
Et la candeur et l' équité.
Si j' ai su faire mon office,
Sans être farouche et cruel,
C' est, qu' on peut aller au bordel
Sans y prendre la chaude-pisse.

D. i. „Fern von den einsamen Wonungen, „wo ich unter dem reizenden Schutz der zärtli„chen und aufrichtigen Freundschaft alle Annehm„lichkeiten eines süssen, zum Gefallen gemachten „Umgangs schmeckte, füret mich mein unbestän„diges Schicksal in unruhigere Orte, die der Gott „der Schlachten beherrschet.

„Dieser so wilde, so gewaltthätige Gott athmet „nichts als Geräusche. Auf der Spitze prächti„ger Trophäen erhebet sich sein ungestümer Thron, „mit Helmen und Waffen umgeben. Neben „dem Thron sitzt mit dem unmenschlichen Blick „auf seinen grausamen ehernen Donnern, die den „Befehlen dieses Gottes unterworfene Belona. „Neben ihr locket die Ehrsucht durch den Köder „der Verblendung das Volk an sich. Dort er„scheinet die nervigte Stärke, das Zutrauen und

„die Tapferkeit und der verwegene Muth mit der „blutgierigen Kühnheit, die sich auf die Ehre stü„tzen. Zu ihrer Seiten erblicket man den Eigen„nutz, die Frechheit und die unmenschliche Wuth, „die Diener ihrer Gewaltthätigkeit.

„Dieser mit Uebermut angefülte Hof verlan„get nichts als Schlachten. Unter den Schrit„ten des heissen Dursts nach Rache rinnen Bä„che von Blut. Der wilde Stolz und der Hoch„mut streuen daselbst die Schrecken des Todes „aus. Wo dieser Gott seine Hofstadt hält, da „lässet er auch sogleich alle Oelbäume aus den „Hainen ausrotten. Er duldet in seiner Gegen„wart nichts als Lorbern und Cypressen. Seine „Stimme erreget Blutvergiessen. Er begeistert „seine Hofleute in finstern Anfällen der Wuth, „und seine blutgierigen Unterhändler, die in ihrer „Raserei fühllos gegen das Vergnügen sind, an„dern das Leben zu schenken, halten sichs für ei„nen Ruhm, es zu rauben. Grosser GOtt! welch „abscheuliches Verbrechen, sich mit dem Blute „seines eigenen Bruders zu sättigen. Der Tag, „ihr Sterblichen, welcher für uns glänzet, wurde „uns von einem gemeinschaftlichen Vater gegeben. „Der schreckliche Tod, welcher uns verfolget, „gräbet unter unsern Füssen unser Grab. Der „Mensch ist ein Schatten, welcher verschwindet, „eine Blume, welche verwelket und abfält. Tau„send Wege stehen uns offen, diese traurige Welt „zu verlassen, und die sonst so fruchtbare Natur „bauete uns nur einen einigen, dieselbe zu betre„ten.

„Wie

„Wie gros, Sterbliche, ist euer Irtum „wenn ihr eure mörderischen Hände, eure Fähig„keiten, eure Einsichten dem Mord, dem Blut„vergiessen, dem Schrecken leihet!

„Unter den Fanen dieses mit Wuth erfülten „Gottes angeworben, wuste ich meine Sanft„mut zu erhalten, indem er die Erde verwüstete. „In dem Blutbade des Kriegs verehrete ich die „Menschlichkeit, die Redlichkeit und die Billig„keit. Ich wuste meine Pflichten zu erfüllen, „ohne dabey wütend und grausam zu werden; so „wie man in ein Hurenhaus gehen kan, ohne „daselbst den Tr — — — zu bekommen.„

§. 11.

Dessen Ode über die Ehre.

Ein anderes Gedicht, welches um eben dieselbe Zeit verfertiget wurde, dienet zur Bestätigung nicht nur der seltenen Stärke seines erhabenen Verfassers in der Dichtkunst, sondern auch von dessen edlen und erhabenen Empfindungen. Es ist die Ode über die Ehre i). Hier ist sie:

Vn Dieu s' empare de mon ame,
Je sens une céleste ardeur;
O Gloire, ta divine flamme,
M' embrase jusqu' au fond du Coeur.
Rempli de ton puissant délire,
Par mes doux accords de ma lyre
Je veux célébrer tes bien faits.
Tu couronnes le vrai mérite,
Et

i) Ouvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. II.

Et ton divin laurier excite
Les humains à tous leurs ſuccès.

Les vertus menent à la gloire
Et la gloire mene aux vertus;
Elle eſt mere de la victoire,
Elle dechaine les vaincus,
Ciceron lui dut l' éloquence,
Sénéque la vaſte ſcience,
Elle forma les vrais *Céſars*.
Sortez de voutes ténébreuſes.
Parlez, o mânes généreuſes!
Què vous fit braver les hazards?

Déjà je vois des *Thermopyles*
Les magnanimes défenſeurs,
S' immolant pour ſauver leurs villes
Des ravages de leurs vainqueurs;
Et ſi leur valeur en impoſe,
Au nombre leur courage oppoſe
L' inébranlable fermeté;
Tandis que le fer les abime,
La vraie gloire qui les anime
Leur montre l' immortalité.

Généreux captif de *Carthage*,
Trop infortuné *Regulus*!
Victime d' une aveugle rage,
Ou victime de tes vertus!
Exemple illuſtre de l' Hiſtoire,
Plutôt que de trahir ta gloire,
Ta foi, ton honneur, tes ſermens,
Pour le ſalut de ta patrie
Tu brave *Carthage* en furie
Et tu péris dans les tourmens.

Quel

Quel eſt ce héros ? C' eſt *Eugene*,
Ce fortuné triomphateur,
De la victoire qu' il enchaine
La gloire a partagé l' honneur;
Protectrice de cet *Alcide*,
Son fantôme brillant le guide
Aux bords du *Danube* & du *Rhin*,
Contre l' Infidele en *Hongrie*,
Dans les champs ſanglans d' *Italie*,
Pour le couronner a *Turin*.

Enfans des arts et du génie,
Fils de *Minerve* et d' *Apollon*,
Qui vous excite et vous convie
De monter ſur le double mont ?
Parlez, repondez-nous, *Homere*,
Horace, *Virgile* et *Voltaire*,
Quel Dieu préſide a vos concerts ?
Vous aſpirez tous à la gloire,
Et pour vivre dans la mémoire
L' honneur lime et polit vos vers.

Le ſcélérat au régard louche
Se trompe toujours ſur l' honneur,
La gloire à ſon ame farouche
Parait un excès de fureur.
Il ne ſort point de ſon yvreſſe,
Sa raiſon coupable et traitreſſe
Défigure la verité;
Dans ſon aveuglement étrange
Il ſe croit digne de louange,
Lorsque ſon crime eſt déteſté.

Qu' un incendiaire, objet de blâme,
Armé d' un flambeau devorant,

Livre à la fureur de la flamme
Vn temple antique et floriſſant;
Que *Thais* trop préſomtueuſe
Penſe de devenit fameuſe,
En detruiſant *Perſépolis* ,
Aux faſtes ſacrés de gloire
On noircit les noms et l' hiſtoire
Et d' *Heroſtrate* et de *Thais*.

Sors des cendres, *Rome* païenne,
Viens te reproduite a mes yeux,
Vas confondre *Rome* chrêtienne
Et ſes prêtres ambitieux.
Du ſein de ta vertu feconde
Oppoſe les vainqueurs du monde
A tous ces prêtres impoſteurs,
A tous ſes frauduleux pontifes,
Qui ſur des livres apocryphes
Fondent leur culte & leurs erreurs.

O Gloire! à qui je ſacrifie
Mes plaiſirs & mes paſſions
O Gloire! en qui je me confie,
Daigne éclairer mes actions.
Tu peux malgré la mort cruelle
Sauver une faible étincelle
De l'eſprit qui réſide en moi.
Que ta main m' ouvre la barriere,
Et prêt à courir ta carriere
Je veux vivre & mourir pour toi.

D. i. „Ein Gott bemächtiget ſich meiner See„le; ich füle ein himliſches Feuer. O du, Ehre! „Deine

„ Deine göttliche Flamme entzündet das Inner-
„ ste meines Herzens. Vol von deiner mächti-
„ gen Begeisterung sollen die sanften Töne mei-
„ ner Leier deine Wohlthaten besingen. Du krö-
„ nest das wahre Verdienst und dein göttlicher
„ Lorber ermuntert die Sterblichen zu allen ihren
„ glücklichen Thaten.

„ Tugenden füren zur Ehre, und Ehre füret
„ zur Tugend. Sie ist die Mutter des Sieges,
„ sie entfesselt die Ueberwundenen. Cicero be-
„ kam von ihr seine Beredsamkeit, Seneca seine
„ grosse Gelehrsamkeit; sie bildete wahre Cäsa-
„ ren. Gehet aus euren finstern Gewölben, redet,
„ grosmütige Schatten, wer lehrete euch die Ge-
„ faren verachten?

„ Schon sehe ich die heldenmütigen Verthei-
„ diger von Thermophylä sich aufopfern, ihre
„ Städte von der Verwüstung ihrer Ueberwin-
„ der zu befreien. Und wenn ihre Tapferkeit sie
„ gleich hintergehet, so setzet doch ihr Muth der
„ überlegenen Anzal eine unbewegliche Stand-
„ haftigkeit entgegen. Indem das Schwerd ihr
„ Verderben beschleuniget, so zeiget ihnen die
„ wahre Ehre, die sie begeistert, die Unsterb-
„ lichkeit.

„ Edelmütiger Gefangener von Carthago,
„ alzuunglücklicher Regulus! Opfer einer blin-
„ den Wuth, oder vielmehr Opfer deiner Tugen-
„ den! Erhabenes Beispiel der Geschichte! Ehe
„ du deinen Ruhm, deine Treue, deinen Eid
„ verraten woltest, trotztest du zum Besten dei-
„ nes Vaterlandes dem wütenden Carthago und
„ kamest in den Martern um.

„ Wer

„Wer ist jener Held — —? Es ist Eugen, der „glückliche Sieger. Die Ehre hat den Ruhm „des Sieges, den er erringet, getheilet. Sie „ist die Beschützerin dieses Alcid, ihr glänzendes „Bild füret ihn an die Ufer der Donau und des „Rheins, wider die Unglaubigen in Ungarn, „auf die blutigen Gefilde Italiens, um ihn zu „Turin zu krönen.

„Ihr Säuglinge der Künste und des Genies, „ihr Söne der Minerva und des Apol, wer „reitzet, wer begleitet euch, den gedoppelten „Berg zu besteigen? Redet, antwortet uns, „Homer, Horaz, Virgil und Voltaire, wel„cher Gott regieret eure Gesänge? Ihr alle „strebtet nach Ruhm, und damit ihr einmal bey „der Nachwelt leben möget, besserte die Ehre „eure Lieder aus.

„Das schielende Auge des Lasterhaften be„trüget sich immer in der Ehre. Sie scheinet „seiner wilden Seele eine ausschweifende Wuth „zu seyn. Er gehet nicht aus seiner Trunkenheit. „Seine lasterhafte und verräterische Vernunft „entstellet die Wahrheit. In seiner seltsamen „Verblendung glaubt er des Ruhms würdig zu „seyn, da inzwischen sein Verbrechen von jeder„man verabscheuet wird.

„Wenn ein abscheulicher, mit der verzehren„den Fackel bewafneter Mordbrenner, einen al„ten und blühenden Tempel der Wuth der Flam„men aufopfert; wenn die alzustolze Thais durch „die Verwüstung von Persepolis berümt zu

„wer-

„ werden glaubt; so wird in den heiligen Bü-
„ chern der Ehre der Name und die Geschichte
„ des Herostratus und der Thais nur zu ihrer
„ Schande aufbehalten.

„ Gehe aus deiner Asche hervor, heidnisches
„ Rom; stelle dich meinen Augen dar. Rom und
„ beschäme das christliche Rom und dessen ehr-
„ süchtige Priester. Setze aus dem Innern dei-
„ ner fruchtbaren Tugend die Ueberwinder der
„ Welt allen diesen betrügerischen Priestern, allen
„ diesen verschlagenen Päbsten entgegen, welche
„ ihren Gottesdienst und ihre Irtümer auf apo-
„ kryphische Bücher gründen.

„ O du, Ehre, der ich mein Vergnügen und
„ meine Leidenschaften aufopfere! O du, Ehre,
„ der ich mich völlig anvertraue, erleuchte du
„ meine Thaten! Du kanst, des grausamen
„ Todes ohnerachtet, einen schwachen Funken
„ des Geistes, der in mir wohnet, erhalten.
„ Oefne mir mit deiner Hand die Schranken;
„ bereit, deine Bahn zu durchlaufen, wil ich
„ nur für dich leben, wil ich nur für dich
„ sterben.

§. 12.

Seine gelehrten Beschäftigungen zu Rheinsberg.

Vergas Friedrich mitten in einem un- 1736.
ruhigen Lager die Musen nicht, so darf ich
es wohl nicht erst sagen, daß sie nach seiner Rück-
kunft nach Rheinsberg den vornehmsten Theil

an seinen Beschäftigungen hatten. Die ganze Zeit von hier an bis zu dem Tode seines Herrn Vaters, der im Jahr 1740 erfolgte, ist eine einige Kette von den fruchtbarsten, von den lehrreichsten Arbeiten, die nicht allein auf die Ausbildung seines eigenen Geistes, nicht blos auf den Zeitvertreib müßiger Stunden, sondern auf die Wohlfarth des ganzen menschlichen Geschlechts abzieleten. Der unfruchtbare Feldzug am Rhein hatte seine Hofnung betrogen, grosse Thaten zu sehen, und sich selbst in rümlichen Handlungen hervorzuthun. Hier befand er sich in einer andern weit glücklichern Laufban, wo man die Gelegenheit zu grossen Unternehmungen nicht erst von dem Verhängnis erwarten darf. Wie der Proteus in der Fabel erschien er bald in den Lorberhainen des Apol, bald in den sandigen Wüsten der Methaphysik, bald in den dädalischen Labyrinthen Chicane, bald auf den schroffen Felsen der Gottesgelehrsamkeit, bald auf den blumigten Gefilden der Geschichte; und wo er sich nur zeigete, ward er ein Held. Er eilete mit Riesenschritten durch jedes Feld, wohin ihn seine Neigung, welche algemein war, trieb. Friedrich ward in allen Künsten und Wissenschaften ein Meister, und dennoch sahe er sie nur als Hülfsmittel an, zur Volkommenheit in derjenigen Wissenschaft zu gelangen, welche vermöge seiner Geburt einmal die vornehmste Beschäftigung seines Lebens ausmachen solte; ich meine die Regierungskunst, eine Kunst, welche diejenigen nur alzuoft kaum dem Nahmen nach kennen, die doch zu deren Ausübung allein von der Vorsehung berufen sind. Friedrich glaubt nicht, daß ein Fürst schon ge-

schickt genug sey, wenn er einen Hirsch oder einen Eber mit Anstand erlegen, an einem Audienztage dem Minister ein paar unverständliche Worte in das Ohr murmele, oder wenn es hoch komt, seinen durchlauchtigsten Nahmen unter einem Memorial malen kan. Er hatte von den Pflichten des Thrones weit höhere Begriffe. Er stieg zu den Quellen der Wohlfarth und des Unterganges der Staaten hinauf. Die Geschichte zeigete ihm, aus was für Ursachen hier ein Staat gefallen, und dort sich ein anderer auf den Trümmern des ersteren gegründet hatte. Er sahe ein Reich als ein künstliches Uhrwerk an; er betrachtete alle Federn, alle Räder desselben, und auch nicht das kleineste Werkzeug entgieng seinen scharfsichtigen Blicken. Er entwickelte die Verhältnisse der Staaten gegen einander; er mas ihre Stärke und Schwäche; ein Blick von ihm war hinlänglich, ihre Minister, ihre Vorurtheile, ihre Thorheiten in ihrer ganzen Blösse zu übersehen. Sein weiches, sein menschliches Herz wünschete nur Glückliche zu sehen. Er verabscheuete diejenigen Fürsten, welche das Leben ihrer Unterthanen wie Wasser verschwenden. Aber er sahe nur gar zu bald, daß bey dem algemeinen Verderben, welches sich wie ein Strom über die Höfe und ihre Minister ergossen hat, die Wohlfarth eines Volks ohne Kriege nicht lange unterstützet werden könne. **Friedrich** studirete nunmehr unter dem Oelbaum des Friedens den Krieg; und ward ein gelehriger Schüler der grösten Feldherren, ohne dabey ihre Feler für Tugenden anzusehen. Hier bewunderte er den griechischen Phalaux; dort lagerte er sich mit dem vorsichtigen Fabius

auf

auf unersteigliche Höhen, und setzte mit ihm der glücklichen Kühnheit des Hannibals Grenzen. Hier übersteiget er mit dem Hannibal und Eugen die Alpen, und stürzet sich unaufhaltbar wie ein Strom auf seinen sichern Feind aus den Wolken herunter; dort aber entwickelte er die Feldzüge eines Cäsar, eines Gustav Adolphs, eines Friedrich Wilhems, eines Conde, eines Eugen, und ersetzte durch die freundschaftliche Hülfe dieser Meister in der Kunst zu siegen, was ihm die eigene Erfahrung versaget hatte.

§. 13.

Dessen erster Brief an den Voltaire.

Die Begirde zu lernen ist ein Band, welches alle Freunde der Wissenschaften auf das genaueste mit einander verbindet. Friedrich beehrete die berümtesten Männer seiner Zeit mit Zuschriften, und ihre Antworten zeugen von der Bewunderung, zu welcher sie die Lehrbegierde eines Prinzen fortris, den einstens Kron und Zepter zu füren bestimt war. Er unterhielt einen fleißigen Briefwechsel mit dem Herrn Rollin, Maupertuis, Algarotti, und Voltaire. Der erste Brief k), den er an den leztern schrieb, ist vom 8ten August des 1736sten Jahres.

„Mein Herr, heist es in demselben, ob ich „gleich nicht das Vergnügen habe, Sie von „Person zu kennen, so sind Sie mir doch aus „Ihren

k) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci* - T. II, Oeuvres de Mr. de *Voltaire* Th. 3. S. 139.

„ Ihren Schriften bekant. Dis sind Schä-
„ tze des Witzes, wenn man so sagen darf, und
„ Stücke, die mit so vielem Geschmack ausgear-
„ beitet worden, daß die Schönheiten in densel-
„ ben, so oft als man sie von neuen lieset, neu
„ zu seyn scheinen. Ich glaube die Denkungs-
„ art Ihres witzigen Verfassers, der unserm
„ Jahrhundert und dem ganzen menschlichen
„ Witz Ehre macht, darin erkant zu haben.
„ Die grossen Männer unserer Zeit werden es
„ Ihnen und zwar Ihnen allein einmal Dank
„ wissen, wenn der Streit, ob der Vorzug ih-
„ nen oder den Alten gebüre, wieder aufgewär-
„ met werden solte; denn Sie werden der Waa-
„ ge auf ihrer Seite den Ausschlag geben kön-
„ nen.

„ Sie besitzen bey der Eigenschaft eines
„ vortreflichen Dichters eine Menge anderer
„ Wissenschaften, die zwar mit der Dichtkunst
„ in einiger Verwandschaft stehen, aber ihr erst
„ durch Ihre Feder eigen gemacht worden. Noch
„ niemals hat ein Dichter metaphysische Be-
„ griffe gesungen; diese Ehre war für Sie zuerst
„ aufbehalten. Und diese Neigung, die Sie in
„ Ihren Schriften für die Weltweisheit blicken
„ lassen, verpflichtet mich, Ihnen die Ueberse-
„ tzung zu senden, die ich von der Beschuldigung und
„ Rechtfertigung des Herrn Wolf, des berüm-
„ testen Weltweisen unserer Tage habe machen
„ lassen. Weil dieser Weltweise die finstersten
„ Gegenden der Metaphysik aufgeklāret und diese
„ schweren Gegenstände auf eine sowol erhabene
„ als auch bestimte und deutliche Art abgehandelt
„ hat; so hat man ihn auf das allergrausamste

„ des Unglaubens und der Gotteslåugnung be„ schuldiget. Dis ist das Schicksal grosser Månner. Ihr erhabenes Genie macht sie allemal zu einem Ziel der vergifteten Geschosse der Verlåumdung und des Neides.

„ Ich lasse jeżt die Schrift von GOtt, der Seele und der Welt übersetzen, die aus der Feder eben dieses Verfassers geflossen ist. Ich werde Ihnen solche übersenden, so bald sie wird fertig seyn, und ich weis gewis, daß die augenscheinliche Gewisheit Ihnen aus allen seinen Såtzen in die Augen leuchten wird; indem solche geometrisch auf einander folgen und wie die Glieder einer Kette mit einander verbunden sind.

„ Die Leutseligkeit und Dienstbeflissenheit, welche Sie gegen alle diejenigen blicken lassen, die sich den Künsten und Wissenschaften widmen, låsset mich hoffen, Sie werden auch mich nicht von der Zahl derer ausschliessen, die Sie Ihres Unterrichts würdig halten; dann so nenne ich den Briefwechsel mit Ihnen, der einem jeden vernünftigen Wesen nicht anders, als höchst vortheilhaft seyn kan. Ja, ich kan sogar behaupten, ohne doch den Verdiensten irgend jemandes zu nahe zu treten, daß in der ganzen Welt wohl keine Ausnahme von denen zu machen seyn wird, deren Lehrmeister Sie nicht seyn könten. Ohne Ihnen einen Ihnen unwürdigen Weirauch darzubringen, kan ich versichern, daß ich unendliche Schönheiten in ihren Schriften gewahr werde. Ihre Henriade reizet mich; sie triumphiret glücklich über das seichte Urtheil, das von ihr gefållet worden. Das Trauerspiel Cåsar

„ zeiget

„ zeiget uns Charaktere, die durch das ganze
„ Stück unterstützt werden. Die Empfindungen
„ sind in demselben prächtig und erhaben, und
„ man fület, daß Brutus entweder ein Römer
„ oder ein Engelländer ist. Alzire hat ausser
„ der Anmuth der Neuigkeit noch die glückliche
„ Vermischung wilder und europäischer Sitten.
„ Sie zeigen in dem Charakter des Gusman,
„ daß ein unrecht verstandenes und von einem ir-
„ rigen Eifer geleitetes Christentum die Menschen
„ weit barbarischer und grausamer macht, als das
„ Heidentum selbst.

„ Corneille, der grosse Corneille, der die
„ Bewunderung seines Jahrhunderts auf sich
„ zog, würde, wenn er in unsern Tagen wieder
„ aufstehen solte, mit Verwunderung und viel-
„ leicht auch mit neidischen Augen sehen, daß die
„ Göttin des Trauerspiels alle Annehmlichkeiten
„ bey Ihnen verschwendet hat, mit denen sie ge-
„ gen ihm so geitzig gewesen war. Was hat man
„ nicht noch von einem Verfasser so vieler Mei-
„ sterstücke zu erwarten? Was für neue Wun-
„ der wird nicht noch die Feder zum Vorschein
„ bringen, die bereits Tempel des Geschmacks
„ so reitzend und mit so vielem Geiste zeichnete?

„ Aus dieser Ursach trage ich ein so brennen-
„ des Verlangen, alle Ihre Werke zu besitzen.
„ Ich ersuche Sie, mein Herr, mir solche zu
„ schicken und sie mir ohne Ausnahme mitzuthei-
„ len. Wenn sich unter Ihren Handschriften
„ eines oder das andere Stück finden solte, wel-
„ ches Sie aus einer nötigen Klugheit gern vor

„ den Augen der Welt verbergen wolten; so
„ verspreche Ihnen, es auf das allergeheimste zu
„ bewaren und mich blos damit zu begnügen,
„ dasselbe für mich allein zu bewundern. Ich
„ weis, daß man heutiges Tages auf das Ver-
„ sprechen der Fürsten zum Unglück nur sehr we-
„ nig bauet; aber ich hoffe doch, Sie werden
„ sich nicht von algemeinen Vorurtheilen einneh-
„ men lassen, sondern bey mir eine Ausnahme
„ von der Regel machen.

„ Ich werde mich in dem Besitz Ihrer Werke
„ für reicher halten, als in dem Genus aller ver-
„ gänglichen elenden Glücksgüter, die durch ein
„ blosses Ohngefär sowol erhalten als auch ver-
„ loren werden. Man kan sich die erstern, nem-
„ lich Ihre Werke, vermittelst des Gedächtnisses
„ eigen machen, und sie dauren uns so lange, als
„ dieses wäret. Da ich weis, wie eingeschränkt
„ das meinige ist, so bin ich lange zweifelhaft,
„ ehe ich mich entschliessen kan, welche Dinge ich
„ demselben vorzüglich einprägen sol.

„ Wenn sich die Dichtkunst noch in denjeni-
„ gen Umständen befände, in welchen sie ehedem
„ war, das ist, wenn die Dichter nichts als ekel-
„ hafte Idyllen, über einen Leisten geschlagene
„ Hirtenlieder und abgeschmackte Gesänge herzu-
„ leiern wüsten, oder wenn sie ihre Leier höchstens
„ nur in dem Ton der Elegie stimmen könten;
„ so wolte ich ihr auf ewig entsagen. Allein Sie
„ adeln diese Kunst; Sie zeigen uns in dersel-
„ ben neue Wege, neue, dem ** und ** un-
„ bekante Wege.

„ Ihre Gedichte haben Eigenschaften, die sie
„ verehrungswürdig und der Bewunderung und

„ des Fleisses tugendhafter Leute würdig machen.
„ Sie sind ein Lehrgebäude der Moral, wo man
„ denken und handeln lernet. Die Tugend wird
„ in denselben mit den schönsten Farben geschil-
„ dert und der Begrif der wahren Ehre auf das
„ genaueste bestimt; ja sie flössen uns den Ge-
„ schmack an den Wissenschaften auf eine so feine
„ und reitzende Art ein, daß derjenige, der Ihre
„ Werke nur einmal gelesen hat, einen edlen
„ Stolz athmet, Ihren Fustapfen zu folgen.
„ Wie oft habe ich nicht zu mir selbst gesagt:
„ Unglücklicher! Las eine Last liegen, die
„ deine Kräfte übersteiget. Man kan dem
„ Voltaire nicht nachahmen, wenn man nicht
„ wenigstens Voltaire selbst ist. In diesen
„ Augenblicken fülete ich, daß die Vorzüge der
„ Geburt wenig, oder besser zu sagen, nichts nü-
„ tzen. Es sind Unterscheidungsmerkmale, die
„ von uns selbst abgesondert sind und blos die
„ äusere Gestalt schmücken. Wie weit sind ih-
„ nen nicht die Talente des Geistes vorzuziehen?

„ Was ist man nicht solchen Männern schul-
„ dig, die die Natur durch dasjenige, wozu sie
„ solche hat lassen geboren werden, von andern
„ unterschieden hat? Es ist ihr ein Vergnügen,
„ Personen zu bilden, die sie mit allen nötigen Fä-
„ higkeiten begabet, den Wachstum der Künste
„ und Wissenschaften zu befördern, und die Für-
„ sten müssen ihre Arbeiten belonen. Und war-
„ um bedienet sich die Ehre nicht meiner Person,
„ Ihr in denselben gehabtes Glück zu krönen?
„ Ich würde nichts mehr befürchten, als daß ein
„ an Lorbern unfruchtbares Land, deren nicht so
„ viel darreichen könte, als Ihre Werke verdie-

„ nen. Wenn mich mein Schicksal auch nicht „ so glücklich macht, Sie zu besitzen; so kan ich „ doch wenigstens hoffen, denjenigen einmal zu „ sehen, den ich schon so lange von weiten bewun„ dere, und Ihnen mündlich zu versichern, daß „ ich mit aller solchen Männern gebürenden Ach„ tung, die der Fackel der Wahrheit folgen und „ ihre Arbeiten der Welt widmen, verharre „ u. s. f.

§. 14.

Antwort des Herrn von Voltaire.

Man siehet aus diesem Schreiben, daß Prinz Friedrich sich bis in das Innerste der Weltweisheit gewaget, und sich sogar zu den Betrachtungen eines tiefsinnigen Wolf hinaufgeschwungen, eines Weltweisen, den König Friedrich Wilhelm aus seinen Staaten verbannet hatte, weil seine Weltweisheit das Unglück hatte, den Gottesgelehrten zu misfallen, oder vielmehr, weil der König glaubte, daß der Satz des zureichenden Grundes, den Wolf lehrete, seine Soldaten zur Desertion verleiten würde. Prinz Friedrich dachte nicht so. Er las und urtheilete selbst; er sahe mit eigenen Augen, und lies sich von keinen Vorurtheilen blenden. Ja man versichert, daß die französische Uebersetzung, welche wir von der kleinen Logik des Herrn Wolf haben, aus der Feder des Kronprinzen selbst geflossen sey. War es bey diesen Beschäftigungen wohl ein Wunder, daß er die Stützen des Unglaubens und der Gottesverleugnung in den Schriften dieses Mannes nicht fand, welche die Bosheit seiner scheinheiligen Fein-

Feinde zur ewigen Schande ihrer Zeiten hineingetragen hatten? —— —— Die Eigenliebe des Herrn von Voltaire fand sich übrigens durch das jeztangeführte Schreiben alzusehr geschmeichelt, als daß er nicht seine Dankbarkeit auf das lebhafteste hätte an den Tag legen sollen. Er antwortete 1) so:

„Gnädiger Herr,

„Man müste unempfindlich seyn, wenn man „von dem Schreiben, womit Ew. Königl. Hoheit mich zu beehren die Gnade gehabt, nicht „unendlich gerürt seyn wolte. Meiner Eigenliebe „ist dadurch alzusehr geschmeichelt worden; allein „die Menschenliebe, welche ich jederzeit im Herzen „getragen habe, und die, wie ich wohl sagen kan, „meinen Charakter ausmacht, hat mir ein Vergnügen erwecket, welches tausendmal reiner ist, „als ich sahe, daß es einen Prinzen in der Welt „giebt, der als ein Mensch denkt; einen Prinzen, der ein Weltweiser ist, und die Menschen „einmal glücklich machen wird.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, wie „niemand auf der Welt ist, der nicht dem Fleisse „Dank schuldig sey, welchen Sie anwenden, durch „eine gesunde Weltweisheit eine Seele zu bilden, „die zum Befelen geboren ist. Glauben Sie, „daß diejenigen nur allein wirklich gute Könige „gewesen sind, die so, wie Sie, mit dem Unterricht ihrer selbst, mit der Kentnis der Menschen, „mit der Liebe zur Wahrheit, und mit der Ver-

 ab-

1) Oeuvres de Mr. de *Voltaire* Th. 3. S. 148. Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. III. S. 151.

„ abscheuung der Verfolgung und des Aberglau-
„ bens den Anfang gemacht haben. Es ist kein
„ Prinz, der mit einer solchen Denkungsart nicht
„ das goldne Weltalter in seine Staaten solte zu-
„ rück füren können. Warum streben so wenig
„ Könige nach diesem Vortheil? Sie wissen es,
„ gnädiger Herr, es rüret daher, weil sie fast alle
„ mehr auf die königliche Würde, als für die
„ Menschlichkeit bedacht sind. Sie thun gerade
„ das Gegentheil. Seyn Sie versichert, daß,
„ wenn der Tumult der Geschäfte, und die Bos-
„ heit der Menschen eine so göttliche Denkungsart
„ nicht einmal verändern, Sie sich von ihren Un-
„ terthanen angebetet, und von der ganzen Welt
„ geliebet sehen werden. Die Weltweisen, die
„ dieses Nahmens würdig sind, werden in ihre
„ Staaten eilen, und so wie berümte Künstler
„ haufenweise in ein Land kommen, wo ihre Kunst
„ am meisten begünstiget wird; alle Menschen,
„ welche denken können, werden kommen und Ih-
„ ren Thron umringen.

„ Die berümte Königin Christina verlies ihr
„ Königreich, und suchte die Künste. Regieren
„ Sie, gnädiger Herr; die Künste werden Sie
„ suchen.

„ Möchten Ihnen doch die Streitigkeiten der
„ Gelehrten niemals ein Ekel für die Wissenschaf-
„ ten einflössen. Sie sehen, gnädiger Herr, aus
„ denen Stücken, die Sie mir zu übersenden ge-
„ ruhet haben, daß sie grösstentheils Menschen
„ sind; ja sie sind zuweilen eben so gierig, eben so
„ voller Ränke, eben so falsch und grausam, als
„ die Hofleute, und der ganze Unterschied, der

sich

„ sich unter der Pest des Herzens und unter der „ Pest der Kunst befindet, bestehet darin, daß die „ letztere lächerlich ist.

„Es ist sehr betrübt für die Menschlichkeit, „ daß diejenigen, welche sich für Ausleger der him„ lischen Befele, für Dolmetscher der Gottheit „ ausgeben, mit einem Worte, die Gottesgelehr„ ten, zuweilen die gefährlichsten unter allen sind; „ daß es deren giebt, die für die Gesellschaft so „ schädlich als finster in ihren Begriffen sind, und „ daß ihre Seele von Galle und Stolz angefüllet „ ist, je nachdem sie von Warheiten leer ist. Sie „ sind im Stande, die ganze Welt um eines „ Sophisma willen zu zerrütten, und alle Könige „ zu bewegen, die Ehre eines Schlusses in Ferio „ oder in Barbara zu rächen. Jedes denkende „ Wesen, welches nicht ihrer Meinung ist, ist ein „ Gottesleugner, und jeder König, der sie nicht be„ günstiget, wird gewis verdammet. Sie wissen, „ gnädiger Herr, daß das Beste, was man thun „ kan, dieses ist, daß man diese sogenanten Lehr„ meister, und diese wahren Feinde des mensch„ lichen Geschlechts, sich selbst überlässet. Ihre „ Worte, wenn man sie verachtet, rauschen in „ die Luft wie ein Wind; wenn sich aber das Ge„ wicht des Ansehens darein menget, so erhält „ dieser Wind eine Gewalt, die zuweilen den „ Thron umstürzet.

„Ich sehe, gnädiger Herr, mit der Freude eines „ mit Liebe für das algemeine Beste angefülten „ Herzens, den unendlichen Unterschied, den Sie „ zwischen Leuten machen, die die Warheit in Frie„ den aufsuchen, und unter denenjenigen, die um

„ wenig Worte willen, die sie nicht verstehen, gleich
„ Krieg anfangen wollen. Ich sehe, daß
„ Newtons, Leibnitze, Bayles und Lockes,
„ diese erhabnen und sanften Seelen, diejenigen
„ sind, die Ihren Geist nähren, und daß Sie die
„ übrigen so genanten Nahrungsmittel verwerfen,
„ die Sie entweder vergiftet, oder doch kraftlos
„ finden werden.

„ Ich kan Ew. Königl. Hoheit für die Gütig-
„ keit nicht genug danken, die Sie gehabt haben, mir
„ die kleine den Herrn Wolf betreffende Schrift
„ zu schicken. Ich halte seine metaphysischen Be-
„ griffe für Sachen, die dem menschlichen Ver-
„ stande Ehre machen. Es sind Blitze in einer fin-
„ stern Nacht; das ist alles, was man, wie ich
„ glaube, von der Metaphysik erwarten kan. Es
„ ist nicht zu hoffen, daß wir die ersten Anfangs-
„ gründe der Dinge jemals volkommen werden
„ können lernen; die Mäuse, die ein paar kleine
„ Löcher eines grossen Gebäudes bewonen, wissen
„ nicht, ob das Gebäude ewig ist, oder wer dessen
„ Baumeister ist, noch warum dieser Baumeister
„ es gebauet hat. Sie suchen blos ihr Leben zu
„ erhalten, ihre Löcher zu bevölkern, und die Raub-
„ thiere zu fliehen, die sie verfolgen. Wir sind
„ Mäuse, und der göttliche Baumeister, der diese
„ Welt gebauet hat, hat, so viel ich weis, sein
„ Geheimniß noch keinem unter uns gesagt. Wenn
„ jemand auf den Ruhm Ansprüche machen kan, die
„ Warheit errathen zu haben, so ist es gewis Herr
„ Wolf. Man kan ihm bestreiten; aber man muß
„ ihn hoch achten, seine Weltweisheit ist nichts weni-
„ ger als gefärlich. Ist wohl etwas schöner und

„ war-

„ warhaftiger, als wenn man, wie er, sagt, daß die
„ Menschen gerecht seyn sollen, auch wenn sie das
„ Unglück hätten, Gottesleugner zu seyn?

„ Sie haben, gnädiger Herr, die Gütigkeit,
„ mir zu versprechen, daß Sie mir seine Schrift von
„ GOtt, der Seele und der Welt schicken wollen.
„ Welch ein Geschenk und welch ein Umgang!
„ Der Erbe einer Monarchie würdiget einen Ein-
„ siedler aus dem Innern seines Palastes, ihm Leh-
„ ren und Unterweisungen zuzuschicken. Beehren
„ Sie mich mit diesem Geschenk, gnädiger Herr,
„ meine ausserordentliche Liebe zur Warheit macht
„ mich dessen allein würdig; die meisten Prinzen
„ fürchten sich die Warheit zu hören, Sie aber sol-
„ len sie lehren.

„ Was die Gedichte betrift, deren Sie geden-
„ ken, so ist Ihr Urtheil davon unstreitig eben so ge-
„ gründet, als in allen übrigen Stücken. Ge-
„ dichte, die den Menschen keine neue und rürende
„ Warheiten lehren, verdienen nicht gelesen zu wer-
„ den. Sie wissen, daß nichts elenders ist, als
„ wenn man sein Leben damit zubringt, abgenutzte
„ Altagssprüche, die nicht einmal den Nahmen
„ der Gedanken verdienen, in Reime zu zwingen.
„ Wenn noch etwas niedrigers statt findet, so ist es
„ dieses, ein Satirendichter zu seyn, und blos zur
„ Verläumdung anderer zu schreiben. Diese Dich-
„ ter sind auf dem Parnas dasjenige, was jene
„ Lehrer in den Schulen sind, die weiter nichts
„ als Worte wissen, und sich wider diejenigen ver-
„ schwören, welche Sachen schreiben.

„ Wenn

„ Wenn die Henriade Ew. Königl. Hoheit
„ nicht misfallen können, so habe ich solches der
„ Warheitsliebe und dem Abscheu zu verdanken,
„ welchen mein Gedicht wider die Zänker, Ver-
„ folger, Abergläubischen, Tirannen und Aufrüh-
„ rer, einflösset. Es ist die Arbeit eines ehrlichen
„ Mannes; es muste daher einem Prinzen gefal-
„ len, der ein Weltweiser ist.

„ Sie befelen mir, Ihnen meine übrigen
„ Schriften zu schiken; ich werde ihm gehorchen,
„ gnädiger Herr; Sie sollen mein Richter seyn,
„ und mir statt des Urtheils der Welt dienen. Ich
„ will Ihnen meine Versuche unterwerfen, die ich
„ in der Weltweisheit gewagt habe. Ihre Ein-
„ sichten sollen meine Belohnung seyn; dies ist ein
„ Preis, den wenig Beherrscher geben können.
„ Ich bin von Ihrer Verschwiegenheit versichert,
„ Ihre Tugend muß Ihren Einsichten notwendig
„ gleich seyn.

„ Ich werde es als ein sehr schätzbares Glück
„ ansehen, wenn ich Ew. Königl. Hoheit meine
„ Aufwartung werde machen dürfen. Man wal-
„ fartet nach Rom, Kirchen, Gemälde, Trüm-
„ mern und Bildsäulen zu sehen. Ein Prinz, wie
„ Sie, verdienet weit eher eine Reise; dieses ist
„ eine noch wunderbarere Seltenheit. Aber die
„ Freundschaft, die mich in der Einsamkeit, worin
„ ich mich befinde, zurückhält, erlaubet mir nicht,
„ solche zu verlassen. Sie scheinen mehr Mensch
„ als Prinz zu seyn; Sie werden mir also, gnä-
„ diger Herr, ohne Zweifel erlauben, daß ich den
„ Freunde den Königen vorziehen darf.

„ Seyn

„ Seyn Sie versichert, gnädiger Herr, daß „ ich, in welchem Winkel der Welt ich auch mein „ Leben beschliesse, doch unaufhörliche Wünsche „ für Sie, das heist, für das Glück seines ganzen „ Volks thun werde. Mein Geist wird allemal „ unter der Zahl Ihrer Unterthanen seyn; Ihre „ Ehre wird mir allezeit theuer bleiben. Ich wün- „ sche, daß Sie jederzeit sich selbst gleich bleiben, „ und daß die übrigen Könige Ihnen ähnlich seyn „ möchten. Ich bin mit der tiefsten Verehrung „ u. s. f.

§. 15.

Der Prinz wil die Henriade des Voltaire auflegen lassen.

Der Herr von Voltaire hielte sich damals zu Cirey bey der Gabrielle Emilie la Tonnelier de Breteuil, Marquise von Chatelet, auf; einem Frauenzimmer, welches sowol durch die Muse des Herrn von Voltaire, als auch durch ihre eigene Gelehrsamkeit und Schriften berümt geworden. Sie war eine Gemalin des Marquis du Chatelet Lomont, königlich französischen Generallieutenants und Oberhofmarschals des Königs Stanislai. Sie starb im September 1749 im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters in ihrem ersten Kindbette, nachdem sie mit ihrem Gemal zwanzig Jahr in einer unfruchtbaren Ehe gelebet hatte. Ihr Freund und Liebhaber, der Herr von Voltaire, der sie unter dem Nahmen Emilie mehr als einmal besungen hat, machte ihr folgende Grabschrift:

L' Uni-

L' Vnivers a perdu la sublime *Emilie;*
Elle aima les plaisirs, les arts, la verité;
Les Dieux en lui donnant leur ame et leur genie,
N' avoient gardé pour eux que l' immortalité.

D. i. „ Die Welt hat die erhabene Emilie „ verloren; sie liebte das Vergnügen, die Wis„ senschaften und die Warheit. Die Götter, wel„ che ihr ihre Seele, ihr Genie mittheileten, be„ hielten für sich nichts, als die Unsterblichkeit zu„ rück. „ Prinz Friedrich war inzwischen nicht zufrieden, einen Briefwechsel mit einem schönen Geist zu unterhalten, dessen Ruhm bereits damals entschieden war; er wolte sich auch um dessen Schriften verdient machen. Der Herr von Voltaire hatte bereits im Jahr 1723 seine Henriade unter dem Titel: La Ligue zu London drucken lassen. Da der Dichter nicht die letzte Hand an dieselbe legen können, so war diese Ausgabe voller Feler und Lücken. Der Abt Desfontaines besorgte nicht lange hernach eine eben so unvolkommene zu Evreux. Im Jahr 1726 wurde dieses Werk zu London unter der Aufschrift: La Henriade abermals unter die Presse gegeben. Prinz Friedrich trug dem Herrn Algarotti, der sich damals zu London befand, auf, das ganze Gedicht daselbst in Kupfer stechen zu lassen. Er hatte zu dem Ende eine Vorrede verfertiget, welche dieser prächtigen Ausgabe vorgesetzt werden solte. Allein der nachmals erfolgte Tod seines Vaters, der schlesische Krieg und insbesondere die Abreise des Algarotti von London, vereitelten ein Vorhaben, welches sowol dem teutschen Prinzen, als auch dem französischen Dichter

so viele Ehre gemacht haben würde. Hier sind inzwischen einige Ueberbleibsel m) von der jeztgedachten Vorrede. „Die Schwierigkeiten, wel„che der Herr von Voltaire zu übersteigen hatte, „als er sein episches Gedicht verfertigte, sind un„zälig. Wider sich hatte er die Vorurthelle „Europens und seiner eigenen Nation, welche „dafür hielt, daß ein Heldengedicht in franzö„sischer Sprache niemals gelingen könte. Vor „sich hatte er das traurige Beispiel seiner Vor„gänger, welche insgesamt auf dieser traurigen „Laufban gestrauchelt waren. Ueberdies hatte „noch die abergläubische Hochachtung zu bestrei„ten, welche die gelehrte Welt nur allein und „ausschliessungsweise für den Virgil und Homer „hegte; und was noch mehr als alles dieses war, „so hatte er mit einer schwachen Gesundheit zu „kämpfen, welche einen jeden andern, der nicht „so empfindlich für die Ehre seiner Nation ge„wesen wäre, als er war, ausser Stand gesezt „hätte, zu arbeiten. Indessen hat doch der Herr „von Voltaire, aller dieser Hindernisse ohner„achtet, seinen Endzweck erreicht. — — — „Was die gesunde Moral, was die schönen Em„pfindungen betrift, so findet man in diesem Ge„dicht alles, was man nur wünschen kan. Die „kluge Tapferkeit Heinrichs 4, seine Grosmut „und Leutseligkeit, solten allen denjenigen Köni„gen und Helden zum Beispiel dienen, welche „sich zuweilen zu sehr unrechter Zeit der Härte ge„gen diejenigen befleißigen, welche das Schicksal „der Staaten, und das Glück des Krieges ihrer „Gewalt unterworfen hat. Sie können sichs im Vor-

m) Oeuvres de Mr. de *Voltaire*, Th. 1.

„ Vorbeigehen gesagt seyn lassen, daß die wahre „ Grösse weder in der Unbiegsamkeit noch in der „ Tiranney bestehet, sondern in derjenigen Gesin„ nung, welche der Verfasser auf eine so edle Art „ ausdrückt:

„Amitié, don du ciel, plaisir des grandes âmes,
„Amitié, que les Roi, ces illustres ingrats,
„Sont assez malheureux pour ne connaitre pas.

D. i. „Freundschaft, Geschenk des Himmels, „ Wollust grosser Seelen, Freundschaft, welche „ die Könige, diese vornehmen Undankbare, un„ glücklich genug sind, nicht zu kennen." Der Herr von Voltaire war gegen die Achtung, welche ein so grosser Prinz für ihn hegte, nicht unerkentlich. Ein Beweis davon ist, seine Abhandlung de l'Vsage de la science dans les Princes n) welche er um die gegenwärtige Zeit dem Kronprinzen zuschickte.

§. 16.

Er nimt den Herrn Jordan zu sich.

Die Freundschaft, wenn ich es so nennen darf, und der Unterricht des Herrn von Voltaire war nicht die einige Eroberung, welche die Lehrbegierde unsers jungen Weltweisen um die gegenwärtige Zeit machte. Er nahm im September 1736 auch den gelehrten Jordan zu sich; einen Man, welcher an der Bildung der Seele Friedrichs zu vielen Antheil hat, als daß ich die Nachricht von seinem Leben übergehen könte. Die Wissenschaf-

n) Oeuvres de Mr. de *Voltaire*, Th. 3. S. 108.

schaften eines Gelehrten, müssen aus seinen Schriften beurtheilet werden, sein Herz und seine Sitten aber aus seinen Freunden. Diese sind der Spiegel, der uns alle Züge und Falten desselben auf das getreulichste entdecket.

Carl Stephan Jordan war zu Berlin den 27sten August 1700 aus einer guten bürgerlichen Familie geboren, die ursprünglich aus dem Delphinat war; sein Vater, welcher sein Vaterland der Religion wegen verlassen, behielt denjenigen brünstigen Eifer, welcher einzig und allein damit beschäftiget ist, dem Himmel Gnüge zu thun, und von den Geschäften dieser Welt nicht allezeit mit Unpartheilichkeit und Richtigkeit urtheilet. Er hatte die drei ältesten von seinen Söhnen zu der Handlung bestimt, und den jüngsten widmete er der Kirche, ohne daß er dessen Neigung zu Rathe zog. Der junge Jordan hatte eine ungemeine Liebe zu den Wissenschaften und zum Studiren, er durchlas alle Bücher, die ihm in die Hände fielen, mit Begierde, nach derjenigen unüberwindlichen Neigung, mit welcher die Natur jedes Gemüth, als mit einem besondern Stempel, bemerket. Sein Vater betrog sich darinnen, und glaubte, daß man unter dem Nahmen eines Gelehrten, nur einen Prediger oder Gottesgelehrten verstehe. Er schickte ihn nach Magdeburg, um daselbst, unter der Anfürung seines Oheims, zu studiren, welcher ein Priester in dieser Stadt war. Im 1719ten Jahr begab er sich nach Genf, wo er die geschicktesten Lehrer in der Weltweisheit, in der Beredsamkeit und Gottesgelarheit besuchte. Nachdem er sich die Genfer Schätze eigen gemacht hatte, wenn

mir also zu reden erlaubt ist, so eilete er nach Lausanne, um alda aus neuen Quellen neue Erkentnisse zu schöpfen. Er ward bey seiner Zurückkunst in Berlin, im Jahr 1721 mit dem la Croze bekant, der ihn, aus Freundschaft, sowol in Sprachen als in den Wissenschaften unterwies. Er setzte nach diesem seine Studien in der Gottesgelarheit, aus Ehrerbietung gegen den Willen seines Vaters, fort; und er ward, nachdem er die Staffeln durchgangen, welche vor dem Predigtamte hergehen, im Jahr 1725 mit dieser Würde bekleidet. Man vertraute ihm die Fürung der kleinen Gemeinde zu Potzlau, eines in der Mark gelegenen Dorfes, an. Die Jugend des Herrn Jordan, die vorzügliche Lebhaftigkeit seines Geistes, und seine Neigung gegen eine Art der Studien, die von der Gottesgelarheit ganz unterschieden war, liesen ihn empfinden, was für ein grosses Opfer er seinem Vater brachte. Man versetzte ihn, um ihn deswegen zu trösten, von dem Dorfe, wo er war, im Jahr 1727 nach Prenzlow. Prenzlow war eine sehr enge Sphäre für den Herrn Jordan. Er war ein spanischer Klepper vor einem Pfluge. Sein Fleis und weitläuftiges Gedächtnis waren in kurzer Zeit mit seinem Büchervorrathe zu Ende gekommen. Ein Mensch von seinem Genie konte und solte nicht allein mit Todten umgehen, er solte die Gesellschaft der Lebendigen schmecken. Dieses bewog ihn, eine Person zu heirathen, in welcher er die seltenen Gaben der Schönheit, des Verstandes und der Tugend antraf. Es war Susanna Perreault, mit welcher er in ihrem fünfzigjährigen Ehestande zwo Töchter gezeuget hat. Eben derselbe Geist, welcher die Lust zu den Wissen-

schaften giebt, beweget auch diejenigen, welche ihn haben, ihre Pflichten genau zu erfüllen. Je gewisser die Urtheilskraft ist, je klärer die Begriffe und je bürdiger die Schlüsse sind, desto geneigter ist der Mensch, sich der Bedienung ohne Vorwurf zu entledigen, die er zu erfüllen hat, was für eine es auch seyn mag. Also handelte Herr Jordan. Entstund irgend eine Mishelligkeit in der Heerde, deren Hirte er war; so fürte er die Worte des Friedens, und arbeitete mit einer unermüdeten Thätigkeit an der Wiederversöhnung der Gemüter. Fanden sich betrübte Personen darunter; so tröstete Herr Jordan; er unterlies sein Studieren, seine Frau und alles was er am liebsten hatte, um denjenigen die Gemütsruhe und Stille wieder zu geben, welche ein übermäßiges Herzeleid und die wenigen Kräfte, welche sie über sich selbst hatten, derselben beraubten. Fanden sich einige Kranke und Sterbende, und wenn sie auch von derjenigen Gattung Menschen waren, welche die niedrigen Verrichtungen, worin sie leben, verächtlich machen, so war es gleichfals Herr Jordan, dessen mitleidiges und zärtliches Herz diesen Personen in ihren letzten Stunden beistund, welche ohne ihn ohne Hülfe gelitten haben, und ohne Trost gestorben seyn würden. Ein so dienstfertiger Character, die Güte des Herzens, welche sich niemals verleugnet, dieser unerschöpfliche Grund der christlichen Liebe, mit einem Worte, alle diese gute Eigenschaften des Herrn Jordan, machten ihn bey allen Franzosen, die sich seit der Wiederrufung des Edicts von Nantes in Prenzlow niedergelassen hatten, beliebt und schätzbar. Wenn er Theil an ihren Drangsalen und an ihrem Un-

 glück

glück nahm; so waren sie eben so empfindlich bey dem Tode seiner Ehegattin, welche er im Merz des 1732sten Jahres verlohr. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments, und die Stärke, mit welcher die Leidenschaften in der Seele der Jugend herrschen, erlaubten dem Herrn Jordan nicht, den Verlust mit einer stoischen Standhaftigkeit zu ertragen; ein wahres Bild von der menschlichen Gebrechlichkeit, welche uns durch unsre Gründe über die Schwachheiten anderer triumphiren, uns aber die Waffen aus den Händen fallen läßt; wenn es uns selbst betrift. Die Betrübnis und der Schmerz quälten ihn; seine Gesundheit erlitte dadurch einen merklichen Abbruch, er bekam wiederholte Anfälle von Blutspeien, welche ihn bald in dem Grabe mit der Asche seiner Ehegattin vereiniget hätten. Seine Krankheit artete in eine Schwermut aus, und er ergrif diesen Vorwand, die Verrichtungen des Predigtamts zu verlassen, und in Berlin die Annehmlichkeit des Studierens und der Ruhe zu geniessen. In den Verdrüslichkeiten, welche von der Zärtlichkeit herkommen, ist die Betrübnis um so viel hartnäckiger, weil sie sich, durch einen Bewegungsgrund der Tugend, gerechtfertiget hält; alles, was uns an die erlittenen Einbusen erinnert, eröfnet die Wunden von neuem, indem es dieselben mit dem Dolche der Schwermut wieder aufritzet, der von den Händen der Beständigkeit und der Treue gefüret wird; die Zerstreuung und die Zeit allein haben das Recht zu heilen. Diese Betrachtung, nebst dem inständigen Anhalten seiner Anverwandten, brachten den Herrn Jordan zu dem Entschlusse, eine Reise nach Frankreich, Engelland und Holland zu

thun.

thun. Er beflis sich auf derselben nicht, sich das Schauspiel der beweglichen Schaubühne dieser Welt bekant zu machen. Sein zu der Philosophie und zu dem Studieren geneigter Geist lies ihn diese Reise lediglich gegen die Litteratur wenden; er begnügte sich nicht damit, Palläste zu sehen, Gebäude zu betrachten und einen Zuschauer von mancherley Ceremonien abzugeben, die von denen in diesem Lande unterschieden sind; die einzige Frucht, welche die Leichtsinnigkeit und wenige Einsicht der meisten jungen Leute auf ihren Reisen einerndten. Denn was kan man wohl für einen Nutzen aus der Besichtigung solcher Werke an ihren Orten ziehen, welche die Früchte des Ueberflusses, und öfters der Verschwendung sind. Er lies sich allein angelegen seyn, diejenigen grossen Männer zu kennen, deren weitläuftiger Geist, erhabener Witz und Gelehrsamkeit ihrem Vaterlande und ihrer Zeit Ehre machen. Ich will die Nahmen der Gravesanden, der Muschenbrocke, der Voltaire, der Fontenellen, der Dübossen, der Clarken, der Popen, der Lemoivren, und so vieler andern, nicht abschreiben, welche ich, aus Liebe zur Kürze, auslasse. Dies waren diejenigen berümten Männer, welche Herr Jordan sehen wolte, und die er zu kennen verdiente. Auf diese Art reiseten ehemals die Römer nach Griechenland, und vornemlich nach Athen, um den Geschmack und Verstand in diesem Lande zu bilden, welches damals die Wiege der Künste, und die Freistadt der Musen war. Er vergnügte seine Neubegierde; dies war zu wenig für ihm, er wolte auch seine Empfindungen vergnügen. Er verfertigte seine Reisebeschreibung, worin er der Schönheit des Geistes,

und der Gaben dieser seltenen Männer, Gerechtigkeit erweiset, gegen welche er seine ganze Lebenszeit über eine grosse Hochachtung erhalten hat. Wie schwer ist es der Eigenliebe, dem Verdienste eine reine und von allem Neide befreide Verehrung zu erweisen! Die guten Eigenschaften unsers Griechen, und insonderheit derjenigen, welche mit uns in einerlei Schranken laufen, scheinen die unsrigen zu seyn, und wie selten ist es, die Sittsamkeit und Unpartheilichkeit mit vielem Verstande und mit vielen Einsichten zu verbinden. Dies war eine besondere Tugend an dem Herrn Jordan, welcher er in seinem ganzen Leben ergeben gewesen, und ohne welche er diejenige grosse Anzahl von Freunden nicht hinterlassen hätte, welche seinen Verlust wahrhaftig bedauren. Nach seiner Zurückkunft in Berlin, gieng er wieder in seine Studierstube, wo ihn derjenige edle Nacheifer, welcher wohlgemachte Gemüter reitzet, sich vollkommener zu machen, zum Fleisse aufmunterte. Er las alles, und vergas nichts von allem, was er gelesen hatte. Sein Gedächtnis war so weitläuftig, daß er gleichsam ein Register von allen Büchern, aller verschiedenen Lesarten, allen Ausgaben und den allermerkwürdigsten Nachrichten in dieser Art war. Unterdessen erlaubte des Herrn Jordans Geist, und vornemlich dessen guter Character, ihm nicht länger in seiner Studierstube begraben zu bleiben. Der Kronprinz berief ihn in seinen Dienst, und von dieser Zeit an, brachte er sein Leben unter dem Studieren und der Gesellschaft getheilt, durchgängig hochgeachtet und geliebt, in Rheinsberg zu, und verband diejenige Höflichkeit, welche der Umgang mit der schönen Welt giebt, mit seiner tiefen

sen Wissenschaft. Er heiterte die Wissenschaften auf, und fürte sie bey Hofe in der Lieberey der Annehmlichkeiten und Artigkeiten ein o).

§. 17.

Sein Umgang mit dem Grafen von Manteufel.

Suchte sich Prinz Friedrich die weitläuftigen Kentnisse eines Jordan zu Nutz zu machen, um seiner Seele die erhabensten Warheiten der Weltweisheit und die reitzenden Züge der schönen Wissenschaften einzuprägen; so muste ein erfahrner Ernst Christoph Graf von Manteufel sein Lehrer in der Staatskunst seyn. Dieser wirklich grosse Man, welcher im Jahr 1749 als der letzte seines Geschlechts verstarb, hatte seit dem Anfange dieses Jahrhunderts dem chursächsischen Hofe in Gesandtschaften sowol, als im Ministerio die vorzüglichsten Dienste geleistet, aber theils seiner Unpäslichkeit, theils aber auch verschiedener anderer Ursachen wegen, im Jahr 1730 die Erlassung seiner Dienste gesucht, und sich hierauf auf seine väterlichen Güter nach Pommern begeben. Die Gänge und Alleen des Waldes daselbst, welche er mit sinreichen Denksprüchen angefüllet, sind ein Beweis, wie lehrreich der Graf seine Einsamkeit durch den Umgang mit den Musen zu versüssen gewust. Eben diese Neigung zu den Wissenschaften trieb ihn 1733 nach Berlin, wo er sich

o) Histoire de l' *Academie* Royale des sciences, S. 131. Mémoires pour servir a l' hist. de *Brandenbourg* Liv. 4.

sich bis 1740 aufhielt, und daselbst die Societatem Aletophilorum stiftete. p) Ein Man von so vieler Gelehrsamkeit, so grosser Erfarung und so entschiedener Redlichkeit, konte den scharfen Augen Friedrichs nicht entgehen. Er würdigte ihn seiner Freundschaft und der häufige Umgang, den er mit ihm unterhielt, war einer der lehrreichsten und angenehmsten.

§. 18.

Und mit dem Herrn von Knobelsdorf.

Unter denenjenigen, deren Talente und Einsichten sich Prinz Friedrich wärend seines Aufenthalts zu Rheinsbergen eigen zu machen suchte, darf ich auch den Herrn Johan George Menzel Freiherrn von Knobelsdorf, nicht vergessen. Dieser Man hatte sich in seiner Jugend den Kriegsdiensten gewidmet, und es darin bis zur Würde eines Hauptmans gebracht, war aber, seines siechen Körpers halber, gezwungen worden, solche im Jahr 1730 nieder zu legen. Es ist die Eigenschaft eines erhabenen Geistes, daß er diejenigen, welche damit begabet sind, stark reitzet, sich dem unwiderstehlichen Triebe der Natur zu überlassen, welche ihnen zeiget, wozu sie gemacht sind. Daher ist es gekommen, daß sich viele geschickte Künstler selbst gebildet, und sich zu den Künsten eine ganz neue Bahn eröfnet haben. Dieser mächtige Trieb ist besonders in denjenigen merklich, die zu Dichtern oder Mahlern geboren worden. Ohne

den

p) Siehe die genealogischhistorischen Nachrichten, Th. 134. S. 138.

den Ovid anzuführen, der wider das Verbot seines Vaters Verse schrieb; ohne des Thasso, der in gleichen Umständen war; und ohne des Correggio zu gedenken, der ein Mahler ward, so bald er die Gemähłde des Raphael sahe, finden wir an dem Herrn von Knobelsdorf ein gleiches Beispiel. Er war zu einem geschickten Mahler und Baumeister geboren, die Natur hatte an ihm alles das Ihrige gethan; es fehlte nur noch an der Kunst, die letzte Hand an ihn zu legen. So lange der Herr von Knobelsdorf in Kriegsdiensten war, wandte er seine müßige Stunden an, nach dem la Bosse zu zeichnen. Er mahlte schon Landschaften in dem Geschmacke des Claudius Lorrain, ohne den Meister zu kennen, mit dem er eine so grosse Aehnlichkeit hatte. So bald er die Dienste verlassen hatte, überlies er sich seinem Geschmacke, ohne sich durch etwas abhalten zu lassen. Er stiftete Freundschaft mit dem berümten Pesne, und schämte sich nicht, ihm die Erziehung seiner natürlichen Gaben anzuvertrauen. Er beslis sich insbesondere unter diesem geschickten Meister derjenigen verführerischen Mischung der Farben, welche durch eine sanfte Zauberey der Natur ihr Recht raubet, indem sie der stummen Leinwand ein Leben einflösset. Er verabsäumete keine Art der Mahlerey, von der Geschichte an bis auf die Blumen, von den Oelfarben bis auf die trockenen. Die Mahlerey leitete ihn bey der Hand zur Baukunst; und da er anfänglich sich nur um diese Wissenschaft in so fern bekümmerte, als er sie zu seinen Gemählden brauchte, so fand sichs, daß dasjenige, was er als ein Nebenwerk angesehen hatte, seine fürnehmste Gabe der Natur war. Die Einsamkeit, in

der er lebte, hielt ihn nicht für dem Kronprinzen verborgen. Dieser Prinz nahm ihn in seinen Dienst, und zu seinem ersten Versuch zierte der Herr von Knobelsdorf das Schlos zu Rheinsberg, und setzte es nebst den Gärten in den Stand, worin man es gegenwärtig sieht. Der Herr von Knobelsdorf verschönerte die Baukunst durch einen gewissen Mahlerreitz, welcher den gewöhnlichen Verzierungen einen neuen Glanz beilegte. Er liebte die edle Einfalt der Griechen, und ein feiner Geschmack machte, daß er alle Zierrathen verwarf, die nicht gehörig angebracht waren. Seine grosse Begierde zu der Wissenschaft trieb ihn nachmals an, Welschland zu sehen um sogar in den eingefallenen Gebäuden die Regeln seiner Kunst gründlich erlernen zu können. Er unternahm diese Reise im Jahr 1738. Er bewunderte die Mischung der Farben der venetianischen, und die Zeichnung der römischen Schule, er sahe alle Gemählde der grossen Meister: Allein von allen Mahlern Welschlands fand er nur den Solimene derer würdig, die unter Leo 10. ihr Vaterland berühmt gemacht hatten. Er fand in der alten Bauart mehr Majestät als in der neuen, er bewunderte die prächtige Peterskirche, ohne über ihre Fehler weg zu sehen, er bemerkte, daß die verschiedene Baumeister, die daran gearbeitet haben, mit Unrecht den ersten Entwurf des Michael Angelo verlassen haben. So kam der Herr von Knobelsdorf bald hernach nach Berlin zurück, mit den Schätzen Welschlands bereichert, in seinen Grundsätzen von der Baukunst gewis, und durch die Erfarung in seinem günstigen Vorurtheil für die Mischung der Farben des Herrn Pesne be-

stär-

stärket. Bey seiner Zurückkunft verfertigte er das Bildnis des verstorbenen Königs, des Kronprinzens und vieler andern, die demjenigen einen Nahmen würden gemacht haben, der sonst nichts als ein Mahler gewesen wäre. q)

§. 19.

Prinz Friedrich setzet seine gelehrten Beschäftigungen fort.

Dies war derjenige, nach dessen Kentnissen Prinz Friedrich seinen Geschmack in der Baukunst, in der Mahlerey und überhaupt in allen schönen Künsten bildete, oder vielmehr, nach dessen Anleitung er selbst die Talente entwickelte, welche die Natur in seine Seele geleget hatte. Man kan sich aus dem Gemählde dieser Männer, die ich vor vielen andern einer genauern Schilderung werth geachtet habe, einen Begrif machen, wie der Umgang beschaffen gewesen, den Prinz Friedrich zu Rheinsberg, welcher Ort ein neuerer Schriftsteller r) auf eine lächerliche Art eine Festung nennet, wohin Friedrich von seinem Herrn Vater verbannet worden, mit den witzigsten Köpfen seiner Zeit sowol mündlich als schriftlich unterhielt. Er war aufrichtig, lehrreich, munter und ungezwungen. Es ist wahr, die Gelehrten sind gröstentheils Lobred-

1738.

q) Mémoires pour servir à l' histoire de *Brandenbourg* Liv. 4.

r) L' Observateur *Hollandois*.

redner nach ihrem Stande und Schmeichler wegen ihrer Dürftigkeit. Allein der königliche Weltweise hatte zu tiefe Einsichten, als daß er ihren Weihrauch für eine wahrhafte Speise für seinen Geist halten solte. Der schlechte Geschmack, den er an ihren ersten schmeichelhaften Versuchen blicken lies, legte ihnen auf immer ein Stilschweigen auf. Der Prinz studierete zu Rheinsberg nicht als ein Professor, der sich vorgesetzet hat, seinen künftigen Schülern dunkle Säze, die er selbst nicht verstehet, noch dunkler zu machen. Sein ganzes Studieren stand mit seinen künftigen Pflichten in einen genauen Verhältnis. Als ein Prinz, welcher Kron und Zepter zu tragen bestimt war, machte er sich schon damals einen Plan, der seinen künftigen Verhältnissen gemäs war, und die arbeitsamen Obliegenheiten betraf, die er künftig einmal erfüllen wolte. Seine Betrachtungen erstreckten sich auf alles; die Regierungsarten, die Staatslehren, die Macht Gesetze zu geben, die kluge Einrichtung der Handlungsgeschäfte, die Geschichte seines Hauses und dessen Ansprüche und Gerechtsamen waren der Vorwurf seiner Beschäftigungen. Möchten doch alle Prinzen, von denen ganze Völker einmal ihr Glück und Unglück erwarten, sich auf diese Art auch des Thrones würdig machen, den sie zu bekleiden bestimt sind.

§. 20.

Er widerlegt den Machiavel.

Friedrich war nicht damit zufrieden, selbst zu lernen, sondern er wolte auch andere unterrichten. Er ward ein Schriftsteller zu einer Zeit, da andere kaum anfangen, mit Vernunft und Ueberlegung

legung zu lernen. Sein erster Versuch von dieser Art war ein Meisterstück, und wurde, als er nachmals bekant ward, von dem ganzen Europa mehr verschlungen, als gelesen. Es war solches sein Antimachiavel, oder seine Widerlegung des Buchs des Machiavel von der Regierungskunst eines Fürsten; eines Buches, worin der berufene Italiener die Gründe der Kunst zu regieren auf lauter Ungerechtigkeiten stützet, und die Regenten zu wirklichen Tirannen macht. Nicolaus Machiavel war von Geburt ein Florentiner und war von der Natur mit einem vortreflichen Verstand begabet worden, und seine Talente für die Schaubüne waren ausserordentlich; aber sein Herz war desto verderbter. Er starb in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Seine sieben Bücher von der Kriegskunst, seine Abhandlungen über den Livius, seine Geschichte von Florenz, und sein Leben des Castruccio Castracani haben ihn lange nicht so bekant gemacht, als sein Princeps, oder sein Buch von der Regierungskunst eines Fürsten, welches fast in allen europäischen Sprachen übersetzt worden, ohnerachtet es die schädlichsten Grundsätze enthält. Man hat sich bemühet, den Machiavel zu rechtfertigen. Man konte nicht glauben, daß ein sonst so vernünftiger Man, der Secretair einer so angesehenen Republik, dergleichen Lehren im Ernst vorgetragen habe. Man behauptete daher, sein Buch sey eine feine Satire, wodurch er das wirkliche Verfaren der meisten Fürsten seiner Zeit tadeln wolle. Dem sey nun wie ihm wolle, so haben sich verschiedene gefunden, welche dieses Buch widerlegen wollen. Des Innocentius Gentilles Discours von den

Mit-

Mitteln wohl zu regieren, erschien bereits 1576. Im Jahr 1622 kam eine andere Widerlegung heraus, welche die Aufschrift füret: Ein unvolkommen Werk von einer Prüfung der Regeln, die Machiavel von der Regierungskunst eines Fürsten giebt; anderer neuerer zu geschweigen s). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wolte der Cardinal Mazarin versuchen, ob es nicht möglich sey, den Machiavel noch zu übertreffen. Er munterte den Gabriel Naudäus, einen gebornen Pariser, Prior zu Artige und Domherrn zu Verdun auf, eine änliche Arbeit zu unternehmen. Naudäus that solches in seinen politischen Betrachtungen über die Staatsstreiche, und man mus gestehen, daß er es weiter gebracht, als sein Vorgänger, und die Regierungskunst eines Fürsten mus vor diesen Betrachtungen die Seegel streichen. Man darf beide Bücher nur durchblättern, so wird man finden, daß die Regeln des Florentiners gegen die Lehren des Parisers noch sehr gelinde sind. Die Grundsätze des Secretairs sezten die Welt in Schrecken und Erstaunen; aber die Staatsstreiche des Priors und Domherren erfülleten sie mit Abscheu. Ich wil noch die Grabschrift hersetzen, die Anton Vacca dem Machiavel zu Ehren gemacht hat. Sie lautet so:

Quisquis ades, ſacro flores et ſerta ſepulchro
  Adde puer, cineri debita dona ferens;
Nam veteris belli et pacis qui reddidit artes,
  Jam pridemignotas regibus et populis,
Hetruſcae Machiavellus; honos et gloria linguæ
Hic jacet, hoc ſaxum non coluiſſe nefas.

Prinz

s) Dictionaire crit. de Mr. *Bayle* v. *Machiavel.*

Prinz Friedrich zeichnete die Anmerkungen auf, die ihm sein tugendhaftes Herz bey Durchlesung eines so gefärlichen Buches in die Feder sagte, und dadurch ward er, noch ehe er den Thron bestieg, der Lehrmeister aller Könige und Fürsten. Es ist nothwendig, daß ich meine Leser seinem Werke, etwas bekanter mache, dessen Verfertigung in diese Jahre fält, ob es gleich erst im Jahr 1740 durch den Druck bekant gemacht worden.

§. 21.

Inhalt des Antimachiavel.

Vorrede.

In der Vorrede stellt der erhabene Verfasser eine Vergleichung zwischen dem Spinoza und Machiavel an. Die Irtümer des erstern waren nur Irtümer des Gehirns; waren also nicht so gefärlich, als die Irthümer des letztern, welche die Ausübung betreffen. Indessen haben doch die Gottesgelehrten wider den Spinoza Lerm geblasen, und sein Werk in der besten Form widerleget; dahingegen Machiavel von sehr wenigen und zwar ohne erheblichen Erfolg bestritten worden, und sich daher seiner schädlichen Moral ohnerachtet auf dem Lehrstul seiner Politik bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Machiavels Buch ist eines der gefärlichsten Bücher, denn wenn es übel gethan ist, die Unschuld einer Privatperson zu verfüren, welche nur einen geringen Einflus in die Welt hat: so ist es ja weit schädlicher, wenn man Fürsten verfüret, welche Völker regieren, die Gerechtigkeit verwalten, ihren Unterthanen ein Beispiel geben, und durch ihre Güte, Grosmuth und 1740.

Barm-

Barmherzigkeit lebendige Abdrücke der Gottheit seyn sollen. Die Ueberschwemmungen, so Länder verwüsten, der Bliz, so Städte einäschert, die Pest, so Provinzen entvölkert, sind auf der Welt nicht so schädlich, als die gefärliche Moral und die unbändigen Leidenschaften der Könige. Der königliche Schriftsteller schildert hierauf einen Staat, in welchem ein Fürst nach dem Muster des Machiavel herrschen würde; er sagt, daß es kein Wunder sey, wenn man unter einer so grossen Anzahl Fürsten, und bey der mächtigen Verfürung des Throns, welcher zu widerstehen mehr als eine gemeine Tugend nötig ist, auch böse Fürsten unter den guten antrift. Die Vorrede wird endlich mit den Vorschlag beschlossen, daß man in der Geschichte nur allein die Nahmen der guten Fürsten aufbehalten, und hingegen die Nahmen der andern mit ihrer Trägheit, ihren Ungerechtigkeiten und Lastern auf ewig ersterben lassen solte. Aber wie klein würde unsere Geschichte werden, wenn wir die Thorheiten und Laster der Fürsten aus derselben verbannen wolten.

§. 22.

Fortsetzung. Kap. 1 - 10.

In dem Werke selbst folgt der erhabene Verfasser seinem Gegner auf dem Fus. Er widerlegt ihn von Kapitel zu Kapitel. Es wird genung seyn, hier nur die Ueberschriften der einzelnen Kapitel herzusetzen; schon daraus wird man die Wichtigkeit ihres Inhalts beurtheilen. Das erste handelt von den verschiedenen Regierungsformen, und wie man ein Oberherr werden könne. Das zweite von erblichen Staaten. Das

Das dritte von vermischten Staaten. Das vierte, wie man den Thron erhalte. Das fünfte von den eroberten Staaten. Das sechste von den neuen Staaten, die der Fürst durch seine Tapferkeit und durch seine eignen Waffen erwirbt. Machiavel hatte in diesem Kapitel den Moses mit dem Romulus, Cyrus und Theseus verglichen. Sein erhabner Gegner hält diese Vergleichung für unüberlegt. „ Moses, sagt er, hatte „ göttliche Eingebungen; hätte er sie nicht gehabt, „ so hätte man ihn nicht anders, als einen Betrü- „ ger ansehen können, der sich GOttes fast eben so „ bedienet haben würde, wie die Poeten ihre Göt- „ ter gebrauchen, um sich aus einer Sache zu wi- „ ckeln, die sie selbst nicht verstehen. Wird Mo- „ ses als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung „ angesehen, wie er es denn auch wirklich war, „ so hat er mit den Gesetzgebern, die nur blosse „ menschliche Weisheit gehabt haben, gar nichts „ gemein. Betrachtet man ihn nur als einen blos- „ sen Menschen, so kömt er mit dem Cyrus, dem „ Theseus und Herkules in keine Vergleichung. „ Er fürte sein Volk nur in eine Wüste; er rich- „ tete keinen Handel an; er brachte die Wüste nicht „ in Aufnahme; er setzte seine Nation nicht in ei- „ nen blühenden Stand. Bey ihm mus man die „ göttliche Vorsehung anbeten; bey den andern „ aber ihre Klugheit untersuchen. „ Das siebente Kapitel hat zur Ueberschrift, wie ein neu erworbener Staat zu regieren sey. Wir finden in diesem Kapitel eine Vergleichung zwischen dem Cäsar Borgia, den Helden Machiavels, mit einem Könige von Polen der neuern Zeiten, dessen Tod so viele Unruhen in Europa erweckte. Borgia

strafte an andern auf eine barbarische Art Laster, die viel geringer als die seinigen waren. Der Gewaltthätigste unter den Räubern fremder Güter, der Falscheste unter den Meineidigen, der Grausamste unter den Meuchelmördern, der Schändlichste unter den Giftmischern verurtheilte zu den erschrecklichsten Strafen einige Spitzbuben, einige unruhige Köpfe, welche den Character ihres neuen Herrn, wiewol im kleinen und nach ihrer geringen Fähigkeit, nachahmeten. König August verfur gegen seine sachsischen Unterthanen weit gerechter, weit edler. Die sächsischen Gesetze sprachen einem jeden Ehebrecher den Kopf ab; ein Gesetz, welches mehr mit der italienischen Eifersucht als mit der teutschen Gewalt überein zu kommen schien. Einem unglücklichen Uebertreter dieses Gesetzes wurde das Leben abgesprochen. August solte das Todesurtheil unterschreiben; allein August empfand die Regungen der Liebe und der Menschlichkeit; er ertheilte dem Missethäter Gnade, und schafte ein Gesetz ab, das ihn stillschweigend selbst verurtheilte. Das Betragen dieses Königes legte Empfindungen und Menschenliebe an den Tag; dagegen Cäsar Borgia niemals anders, als ein wilder Tiran strafte. Das achte Kapitel handelt von denjenigen, so durch Laster Fürsten geworden sind. Das neunte von dem bürgerlichen Fürstentum. Das zehende von der Starke der Staaten. Machiavel, welcher vornehmlich Italien vor Augen hatte, und von kleinen Fürsten redet, dringet darauf, daß sie ihre Hauptstadt befestigen, viele Soldaten halten und Geld samlen sollen. Alsdann würden sie ohne Beistand einiger Bundesgenossen stark seyn. Allein die Zeiten haben sich verändert.

ändert. Wenn man eine Armee hält, da man nur eine Wache halten solte, wenn man eine Wache unterhält, da man sich mit Bedienten behelfen solte: so ist dieses eine Eitelkeit zu nennen, welche gar bald zur Dürftigkeit füret. Krieg füren, Schlachten liefern, Festungen belagern und vertheidigen, komt nur grossen Fürsten zu, und die, so es ihnen nachthun wollen, und doch nicht die Macht dazu haben, gleichen demjenigen, der das Getöse des Donners nachmachte, und sich einbildete, er wäre Jupiter.

§. 23.

Fortsetzung. Kap. 11-15.

Im eilften Kapitel wird von geistlichen Staaten gehandelt. Man darf sich eben nicht wundern, wenn der Gegner des Machiavels kein Freund von demselben ist. Kein Land, sagt er, wimmelt mehr von Bettlern, als die geistlichen Staaten. Da kan man eine Abbildung alles menschlichen Elendes sehen, nicht an den Armen, welche die Freigebigkeit und Almosen der Fürsten hinziehen; nicht an den Ungeziefern, die sich an die Reichen hängen, und in dem Gefolge des Ueberflusses kriechen; sondern an den Abgehungerten, welche der Lebensnothdurft und der Mittel, sich solche zu verschaffen, beraubt sind. Man solte glauben, daß das Volk dieser Staaten unter den spanischen Gesetzen lebte, welche den Gebrauch des Goldes und des Silbers untersagten. Die Hauptursache davon ist diese; Diese geistliche Fürsten sind spät zur Regierung gekommen; sie haben derselben auf wenige Jahre zu geniessen und dabey Erben zu

bereichern. Aus dieser Ursache hat man so lange wider einige geistliche Fürsten gemurret, welche mit dem Schweisse der Unterthanen ihre Maitressen, ihre Verwandten oder ihre Hurkinder bereichert haben. Das zwölfte Kapitel enthält eine Abhandlung von den verschiedenen Gattungen der Soldaten; und das dreizehende von den Hülfsvölkern. Der erhabene Verfasser des Antimachiavel behauptet hier, ein grosser Fürst müsse seine Truppen selbst anfüren. Seine Armee ist seine Residenz; sein Vortheil, seine Pflicht, seine Ehre, alles verbindet ihn dazu. So wie er das Haupt der Justiz und dazu gesezt ist, solche zu verwalten, so ist er auch der Beschützer seiner Unterthanen. Dieses ist einer der wichtigsten Gegenstände seiner Regierung, den er niemand als sich selbst vertrauen darf. Haben gleich viele Fürsten weder Verstand, noch Erfarung, noch Herzhaftigkeit genug, eine Armee anzufüren; so finden sich doch bey einer Armee allemal geschickte Generale. Der Fürst darf nur ihrem Rath folgen, so wird doch der Krieg immer besser von statten gehen, als wenn der General unter dem Befel des Ministerii stehet, welches den geschicktesten General oft unfähig macht. Im vierzehenten Kapitel wird die Frage untersucht, ob man sich blos auf den Krieg legen müsse. Machiavel beantwortet solche mit Ja, und pries daher dem Fürsten die Jagd an. Sein Gegner widerlegt ihn. Wenn uns, sagt er, etwas einen Vorzug vor den Thieren geben sol, die wir verfolgen, so ist es gewis die Vernunft. Diejenigen Personen aber, die sich ganz allein auf die Jagd legen, haben oft den Kopf nur mit Pferden, Hunden und allerley wilden Thieren angefüllet. Sie sind manch-

mal

mal ungeschliffen, und es ist zu befürchten, sie werden gegen die Menschen eben so unmenschlich werden, als sie es gegen die Thiere sind, oder es werde wenigstens die grausame Gewohnheit, sie mit grosser Gleichgültigkeit zu martern, sie bey dem Unglück ihres Nächsten weniger mitleidig machen. — Man wird mir einwenden, fähret Prinz Friedrich fort, die Jagd sey der Gesundheit zuträglich: Die Erfarung zeige, daß die Jäger alt würden; es sey eine unschuldige Ergötzlichkeit, die sich für grosse Herren schicke, weil sie ihre Pracht an den Tag lege, ihr Misvergnügen vertreibe, und in Friedenszeiten ihnen ein Bild des Krieges vorstelle. Ich bin weit entfernt, eine mäßige Leibesübung zu verwerfen; allein, man bemerke es wohl, die Leibesübung ist nur allein den Unmäßigen nötig. Es hat kein Fürst länger gelebet, als der Cardinal von Fleury, der Cardinal Ximenes, der jetzige Pabst; indessen sind doch diese drei Männer keine Jäger gewesen; überdem ist denn soviel dran gelegen, daß der Mensch den Faden seines gleichgültigen und unnützen Lebens bis auf Methusalems Alter ausdehne? Jemehr er gedacht, jemehr schöne und nützliche Thaten er verrichtet hat, desto länger hat er gelebt. Das fünfzehende Kapitel hat zur Aufschrift: *Warum die Menschen und insonderheit die Fürsten gelobt und getadelt werden?* So wichtig diese Materie ist, so kurz ist sie abgehandelt, aber so fruchtbar ist auch diese kurze Abhandlung bey aller ihrer Kürze. *Machiavel*, sagt unser Verfasser, giebt vor, es sey unmöglich, in einer so bösen und verderbten Welt ganz und gar gut zu seyn, wo man nicht umkommen wolte. Ich aber behaupte, man müsse klug und tugendhaft

seyn, damit man nicht umkomme. Alsdann werden mich auch die boshaftesten Menschen fürchten und verehren. Sey nicht böse mit dem Bösen, sondern sey tugendhaft und unerschrocken gegen sie, so wirst du dein Volk so wie ich dich tugendhaft machen. Deine Nachbarn werden dir darin nachahmen, und die Bösen erzittern.

§. 24.
Fortsetzung. Kap. 16-20.

Das sechzehende Kapitel handelt von der Freigebigkeit und Haushaltung. Niemand als ein guter Haushalter kan freigebig seyn. Nur derjenige, der seinem Vermögen vernünftig vorstehet, kan andern Gutes thun. Ein Geiziger ist ein kleiner Geist, und der Cardinal von Retz hat Recht, wenn er sagt, bey grossen Unternehmungen müsse man kein Geld ansehen. Ein Fürst setze sich demnach in Stand, daß er dessen zu rechter Zeit viel habe. Er befördere den Handel und den Fleis seiner Unterthanen, damit er zu rechter Zeit viel verthun könne. Ein Fürst ist dem Himmel ähnlich, der seinen Thau und Regen alle Tage ausgiesset, und dennoch immer mit seinem unerschöpflichen Vorrath die Erde fruchtbar machen kan. Das siebenzehende Kapitel ist der Grausamkeir und Gnade gewidmet. Prinz Friedrich preiset daselbst die kluge Mittelstrasse an. Ein Fürst, sagt er, mus es machen, wie ein geschickter Steuerman. Dieser kapt die Masten und das Tauwerk seines Schiffes nicht eher, als bis ihn der Sturm dazu zwinget. Bey gewissen Gelegenheiten mus man strenge seyn, aber nicht grausam; und ich wil lieber

an den Tage, da ich eine Schlacht liefere, daß mich meine Soldaten lieben als fürchten. — — Es wäre zur Glückseligkeit der Welt zu wünschen, daß alle Fürsten gütig, aber auch nicht gar zu gelinde wären; damit die Gelindigkeit bey ihnen allezeit eine Tugend, aber niemals eine Schwachheit seyn möchte. In dem achtzehenden wird die Frage untersucht, wie ein Fürst sein **Wort** halten müsse? **Machiavel** hatte gesagt, ein Fürst müsse die Eigenschaften des Löwen und Fuchses an sich haben; folglich sey er auch nicht verbunden, sein Wort zu halten. Sein Gegner antwortet darauf: Sehet ein seltsamer Schlus. Es giebt Füchse und Wölfe in den Wäldern, folglich mus ein Fürst betrügerisch seyn. Wolte man **Machiavels** verwornen Gedanken Redlichkeit und gesunde Vernunft leihen, so müste man sie ohngefär folgender Gestalt herum drehen. Die Welt gleichet einem Spiele, wobey sich ehrliche Spieler aber auch Betrüger einfinden. Wil ein Fürst, der mitspielen mus, nicht betrogen werden, so mus er wissen, wie man im Spiele betrüget, nicht damit er jene als andere betrügen möge, sondern nur, damit er nicht von andern betrogen werde. — — **Machiavel** wil, ein ungläubiger König solle seinen Unglauben mit der Heucheley krönen. Er glaubt, die Unterthanen würden durch die Andacht eines Fürsten mehr gerürt, als sie durch das üble Verfaren, so sie von ihm litten, aufgebracht werden. Ich meines Theils, sagt unser Weltweise, bin der Meinung, man müsse mit den Irtümern des Verstandes einige Gedult haben, wenn sie nicht das Verderben des Gemüts nach sich ziehen. Das Volk wird eher einen Fürsten lieben, der ein

ein Zweifler, aber dabey ein ehrlicher Man ist, als einen Orthodoxen, der ein Bösewicht ist, und ihnen übel begegnet. Nicht die Gedanken, sondern die Handlungen eines Fürsten machen die Menschen glücklich. Das neunzehende Capitel beweiset, daß man vermeiden müsse, verachtet und gehasset zu werden. Machiavel sagt, dasjenige, was einen Fürsten verhaßt mache, sey dieses, wenn er sich des Vermögens seiner Unterthanen mit Recht bemächtiget, und die Keuschheit ihrer Frauen antastet. Was den letzten Punct anbetrift, so färet Prinz Friedrich, nachdem er den Satz des Italieners widerlegt hat, so fort: Ich sage dieses nicht zur Entschuldigung der Liebeshändel der Fürsten; solche können sittlich unrecht seyn. Ich wolte nur beweisen, daß sie einen Fürsten nicht verhaßt machen. Bey guten Fürsten siehet man die Liebe als eine Schwachheit an, die sich vergeben läßt, wenn sie nur sonst nicht mit Ungerechtigkeit begleitet ist. Man kan lieben, wie Ludwig 14, wie Carl 2, König von Engelland, und wie König August; aber man mus weder die Lucretia notzüchtigen, noch die Poppäa tödten, noch den Urias von der Welt schaffen. Das zwanzigste Kapitel enthält verschiedene Fragen aus der Staatskunst. Die zwote betrift das Vertrauen, welches ein Fürst, der sich eines neuen Staats bemächtiget, entweder in diejenigen seiner neuen Unterthanen setzen sol, die ihm dazu behülflich gewesen, oder auch in die, die ihm zuwider waren. In den Wahlreichen, sagt der Gegner des Machiavel, wo der Thron allemal feil ist, ist es einem neuen Herrn eben so leicht, diejenigen zu erkaufen, die ihm zuwider gewesen sind, als dieje-

diejenigen, die ihn gequälet haben. Polen giebt uns davon ein Exempel. Man hat daselbst den Thron so oft verhandelt, daß es geschienen, man könne diesen Kauf auf öffentlichen Markt thun. Die Freigebigkeit eines Königs von Polen, räumet alle Hindernisse aus dem Wege. Er kan die grossen Familien durch Palatinate, Starosteien und andere Bedienungen gewinnen. Weil aber die Menschen bey den erwiesenen Wohlthaten ein kurzes Gedächtnis zu haben pflegen, so mus er oft wieder kommen. Mit einem Wort, die Republick Polen ist wie das Fas der Danaer; der freigebigste König wird seine Wohlthaten über sie vergebens ausschütten, und sie nimmer ganz anfüllen.

§. 25.

Fortsetzung. Kap. 21 - - 23.

Das folgende hat zur Ueberschrift: **Wie sich ein Fürst bezeigen müsse, wenn er sich Hochachtung erwerben wil?** Prinz Friedrich schließt dasselbe mit diesen Worten: Könige ehren die Menschlichkeit, wenn sie diejenigen hervorziehen und belohnen, von denen sie die meiste Ehre haben, und wenn sie die erhabene Geister aufmuntern, die sich dazu widmen, unsere Erkentnis volkommen zu machen und das Reich der Warheit zu erweitern. Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat die Welt zum Tempel, und alle rechtschaffene Leute versehen in demselben die Stelle der Priester. Das zwei und zwanzigste handelt **von den Ministern der Fürsten.** Es giebt zwo Gattungen von Fürsten in der Welt. Die eine

siehet mit ihren eigenen Augen und regieret ihre Länder selbst. Die andere verläst sich auf die Treue ihrer Minister und läßt sich durch diejenigen regieren, die sich eine Art der Herrschaft über ihren Verstand zuwege gebracht haben. Fürsten von der ersten Gattung sind die Seele ihrer Länder. Die Last der Regierung ruhet auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Fürsten von der andern Gattung, welche von der Vorsehung nicht solche Gaben empfangen haben, können diesen Mangel durch eine gleichgültige Wahl ersetzen. Ein König, der gesund ist, starke und brauchbare Gliedmassen hat, handelt wider seine Pflicht, wenn er sich einen Premierminister setzet. Ein Fürst hingegen, dem die Natur diese Gaben versagt hat, beleidiget sich und sein Volk, wenn er nicht allen seinen Verstand anwendet, einen weisen Man auszulesen, der die Last, die ihm zu schwer fält, an seiner Statt trage. Ein König müste sehr blind seyn, wenn er nicht die Geschicklichkeit derer, die er in seinen Diensten braucht, erkennen solte. Aber es ist nicht so leicht auf einmal einzusehen, wie weit sich ihre Redlichkeit erstreckt. Ein Unwissender kan seine Unwissenheit nicht verbergen; aber ein Falscher kan einen König lange Zeit hintergehen, ehe er seine Betrügerei gewahr wird. Weise Fürsten haben gemeiniglich diejenigen, die ein redliches Herz besessen, zur Besorgung der innern Geschäfte des Landes erwählet; hingegen sich derer, die mehr Verschlagenheit gehabt, vorzüglich zu Unterhandlungen mit Auswärtigen bedienet. Denn weil im Lande nichts weiter erfordert wird, als Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten; so ist ein ehrlicher Man dazu volkommen

geschickt. Wenn man aber die Nachbarn zu etwas bewogen, und Staatsverwirrungen anzetteln sol, so merkt man wohl, daß dazu nicht sowol Ehrlichkeit, als vielmehr Scharfsinnigkeit und Witz erfordert wird. Fürsten, die keine Philosophen sind, werden bald ungedultig; sie entrüsten sich über die Schwachheit ihrer Bedienten; sie danken sie mit Ungnade ab, und stürzen sie in das Verderben. Fürsten hingegen, die eine tiefere Einsicht besitzen, kennen die Menschen besser. Sie wissen, daß sie alle Menschen sind, daß nichts in der Welt vollkommen ist, daß grosse Eigenschaften mit grossen Fehlern so zu reden im Gleichgewichte stehen, und daß ein Kluger sich alles zu Nutze machen mus. Deswegen behalten sie ihre Minister mit ihren guten und bösen Eigenschaften, die Treulosigkeit ausgenommen, und ziehen die, welche sie recht genau haben kennen lernen, den neuen vor, die sie haben könten; fast so, wie geschickte Musikverständige lieber auf einem Instrument spielen, dessen Stärke und Schwäche sie kennen, als auf einem neuen, dessen Güte ihnen noch nicht bekant ist. Das drei und zwanzigste Kapitel lehret, wie man die Schmeichler meiden sol. Es ist kein moralisches, kein historisches Buch, sagt mein Weltweiser, darin nicht die Schwachheit der Fürsten in Ansehung der Schmeichelei sehr hart getadelt wäre. Man verlanget, die Könige sollen die Warheit lieben, ihre Ohren sollen sich gewönen, sie anzuhören, und man hat Recht. Allein man begehret zugleich, nach der Gewonheit der Menschen, Dinge, die sich in etwas widersprechen. Man wil, Fürsten sollen so viele Eigenliebe besitzen, daß sie nach Ruhm streben und grosse Thaten unternehmen;

und zu eben derselben Zeit sollen sie auch so gleichgültig seyn, daß sie sich des Lohns ihrer Bemühungen freiwillig entschlagen. Eben derselbe Grund, der sie antreibet, Lob zu erwerben, sol sie auch dahin vermögen, es zu verachten. Das heist in der That von der Menschlichkeit sehr viel gefordert, und man thut den Fürsten grosse Ehre an, wenn man verlangt, daß sie noch mehr Gewalt über sich als über andere haben sollen.

Contemtus virtutis ex contemtu Famae.

Fürsten, die nicht auf ihren Ruhm gesehen, sind entweder unempfindlich, oder wollüstig und der Weichlichkeit ergeben gewesen. Es waren Körper von schlechtem Stof, die von gar keiner Tugend belebet wurden. Bey lasterhaften Fürsten ist die Schmeichelei ein tödliches Gift, das den Saamen ihrer Unart vermehret. Bey Fürsten von Verdiensten ist sie wie Rost, der sich an ihren Ruhm setzet und desselben Glanz verringert. Fürsten, die zuvor Menschen gewesen, ehe sie Könige geworden, können sich dessen erinnern, was sie gewesen sind, und gewönen sich nicht so leicht an die Speise der Schmeichelei. Diejenigen aber, so ihr ganzes Leben regieret haben, sind auch von Jugend auf mit Weirauch genähret worden, wie die Götter, und sie würden aus Mangel dieser Nahrung sterben, wenn es ihnen am Lobe gebräche. Man mus indessen einen Unterscheid machen zwischen der Schmeichelei und dem Lobe. Trajan ward durch die Lobrede des Plinius zur Tugend aufgemuntert; Tiberius ward durch die Schmeichelei der Senatoren in dem Laster bestärket.

§. 26.

§. 26.

Fortsetzung. Kap. 24. 25.

Das vier und zwanzigste Kapitel untersucht, warum die italienischen Fürsten ihre Länder verlohren haben. Das fünf und zwanzigste ist dem Einflus des Glücks in die Geschäfte der Welt gewidmet. Die Frage von der Freiheit der Menschen ist eine von denjenigen Aufgaben, welche die Vernunft der Weltweisen auf das höchste treiben, und die aus dem Munde der Gottesgelehrten schon manchen Ban gezogen hat. Die Philosophen stürzen einander in den Abgrund der Ungereimtheit, da indessen die Theologen im dunkeln fechten, und sich aus Liebe auf das andächtigste verdammen. Diese Partheien streiten fast eben so, wie ehemals die Carthaginenser, mit den Römern. Wenn man befürchtete, die leztern in Africa zu sehen, so trug man die Fackel des Kriegs nach Italien, und da man zu Rom den Hannibal gern los seyn wolte, so schickte man den Scipio mit seinen Legionen vor Carthago. Die Weltweisen, die Gottesgelehrten, und die meisten Syllogismushelden sind wie die Franzosen geartet. Sie sind muthig zum Angrif, aber verloren, wenn sie den Krieg zur Vertheidigung füren sollen. Deswegen sagte jener sinreiche Kopf: GOtt sey der Vater aller Secten, denn er hatte allen gleiche Waffen, eine gute und eine schlechte Seite gegeben. Glück und Zufal sind zwey sinlose Wörter, die allem Ansehen nach ihren Ursprung der tiefen Unwissenheit zu danken haben, darin die

Welt damals lag, als man Wirkungen, deren Ursachen unbekant waren, unbestimte Nahmen gab. Was der Pöbel das Glück des Cäsars nant, das heist eigentlich die Samlung aller derer Begebenheiten und Umstände, die den Absichten dieses Ehrgeitzigen beförderlich gewesen sind. Was man unter dem Unglück des Cato zu verstehen hat, das sind die unvermuteten widrigen Fälle, die ihm begegneten; die unangenehmen Veränderungen, dabey die Wirkungen so schnell auf die Ursachen folgten, daß seine Klugheit sie weder voraus sehen, noch vermeiden konte. Was man unter dem Zufal verstehet, läst sich nicht besser, als durch das Würfelspiel erklären. Es ist durch einen Zufal oder ohngefär geschehen, daß ich zwölf Augen und nicht sieben geworfen habe. Wenn man recht natürlich auseinander setzen wolte, was bey einem solchen Wurfe vorgegangen ist, so müste man ein so gutes Gesicht haben, daß man genau sehen könte, auf was für Art die Würfel in den Becher gekommen, wie die Hand wenige oder mehrmal, stark oder schwach beweget worden, dadurch die Würfel eine langsame oder geschwinde Bewegung erhalten haben. Diese Ursachen zusammen genommen, nennet man das Ohngefär, den Zufal. So lange wir nur Menschen, das ist, sehr eingeschränkte Wesen bleiben, so lange werden wir demjenigen, was wir Glücksfälle nennen, nicht überlegen seyn. Wir müssen aber doch dem Zufal so vieles entziehen, als möglich ist; allein unser Leben ist zu kurz, alles wahrzunehmen, und unser Verstand zu enge, es zu verbinden. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß diejenigen, so die Welt beherrschen sollen, ihre Klugheit und Scharf-

sinnigkeit zu vermehren suchen; aber das ist noch nicht genug. Denn wenn sie das Glück fesseln wollen, so müssen sie ihr Temperament unter die Zeiten und Begebenheiten beugen lernen; und das ist sehr schwer.

„ Ein jeder vernünftiger Mensch, und haupt-
„ sächlich diejenigen, welche der Himmel bestim-
„ met hat, über andere zu regieren, solten sich
„ einen Entwurf ihrer Aufführung machen, darin
„ alles aus so guten Gründen herflösse, und so ge-
„ nau an einander hienge, als in einer geometrischen
„ Demonstration. Wenn sie diesem Lebenssystem
„ in allem nachgiengen, so würde gewis in allen
„ ihren Handlungen eine Verbindung seyn, und
„ sich niemand von seinem Zwecke entfernen. Man
„ könte auf solche Art alle Fälle und Begebenhei-
„ ten zur Beförderung seiner Absichten anwenden;
„ und alles würde zur Volfürung des vorbedach-
„ ten Werks das seinige beitragen.

„ Wo sind aber die Fürsten, von denen wir
„ so seltene Gaben fordern? Fürsten sind Men-
„ schen; und es bleibt wahr, daß es ihnen ihrer
„ Natur nach unmöglich sey, so vielen Pflichten
„ Genüge zu thun. Man würde viel eher den Phö-
„ nix der Poeten, und die Einheiten der Metaphy-
„ sikverständigen, als den Menschen des Plato fin-
„ den können. Es ist billig, daß ein Volk sich an
„ den Bemühungen grosser Herren, zur Volkom-
„ menheit zu gelangen, genügen lasse. Die Volkom-
„ mensten unter ihnen werden diejenigen seyn, die
„ von den Regeln der machiavelischen Staats-
„ kunst mehr als andre abweichen. Es ist billig,
„ daß man ihre Feler ertrage, wenn sie von so vie-
„ len schönen Eigenschaften des Herzens, von so

„ vie-

„ vielen guten Absichten überwogen werden. Man „ mus sich allemal erinnern, daß in der Welt nichts „ volkommen, und daß Irtum und Schwachheit „ das Erbtheil aller Menschen sey. Dasjenige Land „ ist am allerglückseligsten, wo eine gegenseitige „ Nachsicht des Herrn und der Unterthanen, über „ die Geselschaft eine schöne Anmuth und Süßig„ keit ausschüttet, ohne welche das Leben eine be„ schwerliche Last, und die Welt ein Jammerthal „ wird. „

§. 27.

Beschlus. Kap. 26.

Das letzte Kapitel endlich handelt von den verschiedenen Arten der Unterhandlungen, und von den gerechten Ursachen eines Krieges. Es ist eine algemeine Regel: Zu schweren Unterhandlungen müsse man die erhabensten und scharfsinnigsten Geister gebrauchen; listige Köpfe zu den Verwickelungen; einnehmende Leute, sich beliebt zu machen, die aber ein so gutes Auge haben müssen, daß sie jemanden die Heimlichkeiten des Herzens am Gesichte ansehen können. Man mus indessen List und Verschlagenheit nicht misbrauchen. Es ist damit so beschaffen, wie mit den Gewürzen, wenn man deren zu viel an die Speisen thut, so betäubet man den Geschmack, und ein Mund, der daran gewönt ist, empfindet zulezt das Beissende nicht mehr. Die Redlichkeit hingegen dauert auf alle Zeiten. Sie gleichet den einfachen und natürlichen Speisen, die sich für alle Leibesbeschaffenheiten schicken, und den Körper stärken, ohne ihn zu erhitzen. Un-

Unser Prinz entwickelt hierauf seine Gedanken von den Kriegen und deren rechtmäßigen Ursache. Da dieselben gröstentheils Grundsätze enthalten, nach denen er nachmals selbst gehandelt hat, so will ich einige derselben ganz hierher setzen.

„Die Welt, sagt er, würde glücklich seyn, „wenn man von keinen andern Mitteln, die Ge„rechtigkeit zu erhalten, und unter den Natio„nen Friede und Eintracht wieder herzustellen, „etwas wüßte, als von den Unterhandlungen. Da „würde man an statt der Waffen Gründe gebrau„chen, und nur mit einander disputiren, an „statt, daß man einander die Hälse bricht. Ei„ne betrübte Nothwendigkeit zwinget die Für„sten, einen viel grausamern Weg zu gehen.

„Es giebt Gelegenheiten, da man die Frei„heit des Volks, das jemand ungerechter Weise „unterdrücken wil, mit den Waffen vertheidigen „mus; da man dasjenige, was die Unbilligkeit der „Sanftmut versaget, mit Gewalt erlangen, und „da ein Fürst die Sache seines Volks auf das „Schicksal einer Feldschlacht ankommen lassen „mus. In dergleichen Fällen wird es wahr, was „sonst so widersinnig klingt, daß ein guter Krieg ei„nen guten Frieden mache und befestige.

„Die Ursache eines Krieges macht ihn gerecht „oder ungerecht. Die Leidenschaften und der Ehr„geitz der Fürsten verblendet ihnen oft die Augen, „und mahlen ihnen die gewaltthätigsten Handlun„gen mit den schönsten Farben ab. Der Krieg ist ein „Mittel, wenn alles andere auf das äuserste ge„kommen ist. Daher mus man nicht anders als „in verzweifelten Fällen dazu greifen, und genau

„ prüfen, ob man durch Betrug des Hochmuts,
„ oder durch gültige Ursachen dazu gebracht sey.

„ Man füret Kriege zur Vertheidigung; und
„ diese sind ohne Widerrede die allergerechtesten.

„ Man füret Kriege um des Vortheils willen,
„ und dazu wird ein König genötiget, wenn er sich
„ bey einem Rechte erhalten wil, das man ihm strei-
„ tig machet. Er füret seine Sache mit dem Degen
„ in der Faust, und ein Gefechte entscheidet die Gül-
„ tigkeit seiner Gründe.

„ Es giebt Kriege aus Vorsicht, und ein Fürst
„ thut weislich, wenn er einen solchen anfängt. Es
„ ist freilich ein Beleidigungskrieg; aber deswegen
„ ist er doch gerecht. Wenn die übermässige Macht
„ eines Reichs jetzt gleich auszubrechen und die
„ Welt zu verschlingen drohet, so ist es der Klugheit
„ eines Fürsten gemäs, ihr Dämme entgegen zu se-
„ tzen, und den Strom eines Flusses aufzuhalten,
„ wenn man noch seiner mächtig ist. Man siehet,
„ daß sich Wolken zusammen ziehen; daß ein Wet-
„ ter aufsteiget, daß der Blitz es ankündiget. Weil
„ nun ein grosser Herr, dem eine Gefar drohet, das
„ Wetter nicht allein besprechen kan; so vereiniget
„ er sich, wenn er klug ist, mit allen, die gleiche
„ Gefar zu gleichen Absichten vereiniget. Wenn
„ die Könige von Egypten, Syrien und Mace-
„ donien sich wider die römische Macht verbun-
„ den hätten, so würde sie diese Reiche nimmer über
„ den Haufen geworfen haben. Ein weises Bünd-
„ nis, und ein lebhaft angefangener Krieg hätte
„ alle das ehrsüchtige Vorhaben, dessen Erfül-
„ lung die Welt in Fesseln schlug, rückgängig ge-
„ macht.

„ Die

„ Die Klugheit erfordert es, ein kleineres Ue-
„ bel dem grössern vorzuziehen, und das sicherste
„ statt des unsichern zu erwählen. Es ist also
„ besser, daß sich ein Fürst in einen Beleidigungs-
„ Krieg einläst, wenn es in seiner Freiheit stehet,
„ den Oelzweig oder den Lorberzweig zu erwählen,
„ als daß er die gefärlichsten Zeiten abwartet, da
„ eine Kriegsankündigung seine Sclaverei und sei-
„ nen Untergang nur auf etliche Augenblicke auf-
„ schieben kan. Die Regel ist gewis, es sey besser, an-
„ dern zuvor zu kommen, als sich zuvor kommen zu
„ lassen. Grosse Leute haben sich allemal wohl da-
„ bey befunden.

„ Was die Religionskriege betrift, so entste-
„ hen sie, wenn sie innerlich sind, fast allemal aus
„ der schlechten Ueberlegung eines Fürsten; wenn
„ er eine Secte etwa unterstützet, und der andern
„ hart fält; die öffentliche Uebung gewisser Reli-
„ gionen, entweder zu sehr einschränkt, oder zu
„ weit ausdehnet; sonderlich aber, wenn er den Be-
„ schwerden der einen Parthei ein Gewichte giebt.
„ Ein schwacher Funke, wenn sich der Herr nicht in
„ die Sache mischet, wird ein grosser Brand, wenn
„ ihn der Herr heget.

„ Wenn ein grosser Herr die bürgerliche Re-
„ gierung mit Eifer füret, und einem jeden seine
„ Gewissensfreiheit läst; wenn er allezeit König blei-
„ bet, und sich niemals zum Priester machet, so hat
„ er ein sicheres Mittel, seinen Staat für den Stür-
„ men zu bewahren, die der Meisterungsgeist der
„ Theologen oft zu erregen suchet.

„ Auswärtige Religionskriege sind im höchsten
„ Grad ungereimt und ungerecht. Gewis ein selt-

„ sames Unternehmen, mit Carl dem Grossen
„ von Aachen zu den Sachsen zu gehen, und sie
„ mit dem Degen in der Faust zu bekehren; oder
„ eine Flotte auszurüsten, und damit dem Sultan
„ von Egypten den Vorschlag zu thun, er möge
„ ein Christ werden. Die Raserei der Kreutzzüge
„ ist vorbey. Der Himmel gebe, daß sie nicht wie-
„ der aufkommen.

„ Ueberhaupt ist der Krieg so fruchtbar an
„ Unglück, der Ausgang ist so ungewis, und die
„ Folgen sind für ein Land so verderblich, daß die
„ Fürsten nicht genung mit sich zu Rathe gehen kön-
„ nen, ehe sie sich damit einlassen. Die Gewalt-
„ thätigkeiten, die in einem feindlichen Lande ver-
„ übet werden, sind gegen das Unglück, das auf die
„ Länder der Fürsten, die im Kriege verwickelt sind,
„ gerade zurück fält, gar nicht zu rechnen.

„ Ich bin versichert, wenn die Monarchen von
„ allem Elende, das eine einzige Kriegserklärung
„ dem Volke zuziehet, einen wahren und unver-
„ fälschten Abris sähen, sie würden nicht unempfind-
„ lich dabey seyn. Ihre Einbildungskraft ist nicht
„ so lebhaft, daß sie ihnen das Uebel, davon sie nichts
„ erfaren, weil sie ihr Stand dafür bedecket, recht
„ natürlich vorstellen solte. Wie können sie empfin-
„ den, was es auf sich habe, wenn das Volk mit
„ Auflagen gepresset wird? Wenn das Land durch
„ neue Werbungen von jungen Volke entblößet
„ wird? Wenn ansteckende Krankheiten die Ar-
„ mee aufreiben? Wenn das Schwerdt des Fein-
„ des, und noch mehr das Geschütze bey Belage-
„ rungen ein ganzes Heer frißt? Wenn Verwun-
„ dete, die um ihre Glieder, die einzigen Werkzeuge
„ ihres Fleises und Unterhalts gekommen sind,

„ in

„ in dem äusersten Elende stecken? Wenn so man„ che Waise in Kummer gesetzet wird, da sie ihren „ Vater, die einzige Stütze ihrer Schwachheit, „ verloren hat? Wenn dem Staat so viele nützliche „ Leute entzogen werden, die der Tod vor der Zeit „ dahin raffet?

„ Fürsten, die ihre Unterthanen vor Sclaven „ ansehen, setzen sie ohne Barmherzigkeit auf das „ Spiel, und verlieren sie ohne Bedauren. Für„ sten, die die Menschen vor ihres gleichen an„ sehen, und das Volk vor den Körper, dessen „ Seele sie sind, halten mit dem Blute ihrer Un„ terthanen besser Haus.„

§. 28.

Er stellet sich den Antonin zum Muster vor.

Dies ist der kurze Inhalt eines Buches, welches denjenigen Plan enthält, den sich Prinz Friedrich von seiner künftigen Regierung zeichnete. Wir werden in der Folge sehen, daß er denselben wirklich erfüllet, und nur durch eine seltsame und ausserordentliche Verknüpfung von Umständen, die nicht in seiner Gewalt waren, Maasregeln zu ergreifen genötiget worden, die dem ersten Anscheine nach von diesem Plane abzugehen scheinen. Unser Weltweise war weit entfernet, bey Verfertigung dieses Entwurfs blossen Speculationen zu folgen, die, so schön und richtig sie auch dem Auge ihres Urhebers vorkommen mögen, oft eben so wenig zur Ausübung zu bringen sind, als die Republik des Plato oder der ewige Friede eines Abts von St. Pierre und eines Rousseau. Er durchblätterte die Geschichte, wirkliche Muster in derselben von tugendhaften Prinzen zu finden, denen er ihre Züge ablehnen und sich

zu eigen machen möchte. Ich darf es wohl nicht erst bemerken, daß er deren sehr wenige gefunden. Die Tugend hat nirgend weniger Verehrer, als auf dem Thron, der beynahe zu einer Freistätte der Unthätigkeit, der Ueppigkeit und des Lasters geworden zu seyn scheinet. Das Beispiel wahrhaftig tugendhafter Fürsten ward ihm daher desto schätzbarer, je kleiner ihre Anzahl ist. Ein gütiger, ein menschenfreundlicher Antonin muste gar bald der Gegenstand seiner Bewunderung werden. Tugendhafte Seelen werden durch einen geheimen Zug mit einander verbunden, den weder die Entfernung der Zeit noch des Orts zu entkräften im Stande ist. Antonin ward einer der grösten Vertrauten meines Weltweisen. Es ist daher beynahe notwendig, die Züge des Römers zu entwickeln, wenn man sich ein volkomnes Bild von der Seele des Teutschen machen wil. Titus Antonin, den Hadrian an Sohnes statt angenommen und zu seinem Nachfolger ernant hatte, war von gutem Ansehen, durchdringendem Verstande, zugleich huldreich und standhaft, besas viele Wissenschaft und noch mehr Beredsamkeit, und war insonderheit von seltener Klugheit, Mäßigkeit und Güte. Sein Betragen war gegen jederman verbindlich; er lies sich immer bereit finden, auch die Geringsten im Volk anzuhören. Er war ein grosser Feind von Pracht und Pralerei. Sein Tisch war kostbar ohne Ausschweifung, und sparsam ohne Niederträchtigkeit. Er bewarb sich niemals um die Gunst des Volks, sondern schien vielmehr dessen Beifal zu verachten, woraus seine meisten Vorfaren einen Abgott gemacht hatten. Er schmeichelte niemals anderer, verstattete auch niemals andern, ihm zu schmeicheln.

Er beobachtete die römischen Gesetze auf das genaueste, aber nie mit einem gezwungenen Wesen. Weil er keinen in seine Freundschaft aufnahm, den er nicht volkommen kante, so war er ein standhafter Freund, gab keinen Verläumdungen wider sie Gehör, und hegte auch keinen Argwohn, wie Hadrian. Mit seinen Vertrauten gieng er wie eine Privatperson um. Im Umgange war er aufgeräumt, ohne Ausschweifung. Er hegte eine grosse Liebe zu dem Landleben, und warf sich demselben oft in die Arme, wenn er von dem Geräusche der Stadt ermüdet war. Seine gewöhnliche Mäßigkeit behielt er bey, auch da er den Thron bestiegen hatte, und war ohne alle Ueppigkeit, statt ausgesuchter Seltenheiten mit den gewönlichsten Speisen zufrieden. Antonin war kein Feind von den Schauspielen und andern Ergötzlichkeiten; aber er bediente sich ihrer nie anders als eines Hülfsmittels, seine Seele nach der Arbeit aufzuheitern, und sie zu künftigen Arbeiten desto geschickter zu machen. In den Geschäften war er unermüdet, und seine Untersuchungen erstreckten sich oft bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Er war von Natur von einer angenehmen und gütigen Gemütsart, und jederzeit zum Vergeben geneigt, welche Neigung er auch gegen die Allerlasterhaftesten bewies, die er lieber der Mittel, Böses zu thun berauben, als nach Verdienst bestrafen wolte. Als Marc-Aurel, den er an Kindesstatt angenommen, um den Tod eines seiner Lehrmeister weinete, stelleten ihm die Hofleute vor, daß es für einen Fürsten unanständig sey, so viele Zärtlichkeit blicken zu lassen. Ich bitte euch, antwortete Antonin, lasset ihn weinen, und erlaubet ihm, ein Mensch zu seyn; denn

weder die Weltweisheit, noch die kaiserliche Würde mus in uns die Empfindungen der Natur unterdrücken. Seine zärtliche und kindliche Ehrerbietung gegen den Hadrian, der ihn an Sohnesstatt angenommen hatte, brachte ihm den Zunahmen Pius zuwege. Er zeigte nach seiner Erhebung keine Veränderung in dem Betragen gegen seine Freunde, auch hatte keiner seiner Feinde Ursach, sich über seine Erhebung zu betrüben. Marc-Aurel gestand, daß ihn Antonin durch sein Beispiel überzeuget habe, daß man selbst an einem Hofe ein Privatleben füren könte. Zu öffentlichen Aemtern wälete er lauter Männer von bekanter Redlichkeit; nie hat er einen Nichtswürdigen erhoben. Er beraubte verschiedene unnütze Leute ihrer Besoldungen, die ihnen Hadrian ausgesetzt hatte, und sagte, daß er es nicht über das Herz bringen könte, das gemeine Wesen von Leuten verzehret zu sehen, die im Müßiggange von der Arbeit anderer lebten. Auf Lustspiele wandte er grosse Summen und verschönerte Rom mit den schönsten Gebäuden. Er duldete die Christen, und war ein Feind aller Verfolgung und alles Gewissenzwangs. Seine vornehmste Sorgfalt war auf die Gerechtigkeit gerichtet, und wie er selbst in Beobachtung derselben unermüdet war, so bemühete er sich auch, solche Personen auszusuchen, welche er für geschickt und bereit ansahe, sie gehörig zu handhaben. Er machte dem Staat zum Besten viele heilsame Gesetze. Er verkaufte verschiedene unnötige Zierraten und überflüßige Sachen aus den kaiserlichen Pallästen, welches zu vielerley Spöttereien Anlas gab, mit welchen man ihn, aller seiner Tugend ohnerachtet, nicht verschone-

schonete. Als er sterben wollte, lies er das güldene Bild der Glücksgöttin, welches jederzeit in dem Schlafgemach des Kaisers stand, in das Zimmer des Marc-Aurel bringen, und als der Oberste von der Leibwache nach dem Losungsworte kam, gab er ihm das Wort Gleichgültigkeit. Unter ihm blüheten die schönen Künste, und ein Appian, Ptolomäus, Maximus von Tyrus, Calvisius Taurus, Apollonius und andere würden seine Regierung auch in der Gelehrten Geschichte unvergeslich gemacht haben, wenn gleich Antonin selbst kein Gelehrter gewesen wäre t).

§. 29.

Ingleichen den Marc-Aurel.

Marc-Aurel, oder Marcus Antoninus Philosophus, sein Nachfolger, übertraf nach dem Antrit seiner Regierung noch die gute Höfnung, welche Antonin von ihm gehabt hatte, und erfüllete das Sprüchwort, welches er dem Plato entlehnet hatte, und oft im Munde zu füren pflegte, daß nemlich diejenigen Reiche glücklich seyn würden, wo die Regenten Weltweisen wären. Er war in allen Theilen der Gelehrsamkeit vortreflich, und einer der grösten Redner, Weltweisen und Rechtsgelehrten seiner Zeit. Schon in seiner Jugend mengte er sich unter die Philosophen, trug ihre Kleidung, und versuchte alle ihre strenge Uebungen. Antonin hatte ihm die geschicktesten Lehrer in allen Wissenschaften gegeben; dem ohnerachtet gestehet er selbst, er habe nicht Geschicklichkeit genug gehabt, sich in diesen

t) Algemeine Welthistorie, Th. 13. Muratori Geschichte von Italien, Th. 1.

Theilen der Gelehrsamkeit hervorzuthun, und danke den Göttern, daß er nicht wie die Sophisten, seine Zeit mit gekünstelten Reden, mit kahlen Syllogismen und Betrachtung der Sterne verderbt habe. Er legte sich unter einem der grösten Rechtsgelehrten seiner Zeit auf die Kentnis der Gesetze, und brachte es darin zu einer vorzüglichen Fertigkeit. Er war mehr ein Freund der stoischen als peripatetischen Philosophie, und von Natur gesetzt und ernsthaft, ohne hart und murrisch zu seyn. Nach dem Antrit seiner Regierung war er einig und allein darauf bedacht, die Wohlfarth des Staats zu befördern. Jederman bewunderte seinen Eifer, womit er die Gerechtigkeit, die vornehmste Pflicht eines Regenten handhabete. Sein gütiges Herz bewegte ihn allezeit zur Gelindigkeit und Gnade, so daß er in peinlichen Sachen die Schärfe der Strafen mehrentheils milderte, es müsten denn abscheuliche Verbrechen gewesen seyn, in welchem Fal er unerbitlich war. Niemand gab auf die Richter fleißiger Achtung als er, damit sie ihre Gewalt nicht aus Nachläßigkeit oder Bosheit misbrauchen möchten. Er schränkte die Anzahl der alzuvielen Feiertage ein, machte die heilsamsten Gesetze in Ansehung der Vormünder, und traf in dem Proviantwesen die beste Einrichtung. Das Geschwätz der Uebelgesinten ertrug er mit einer seltenen Gelassenheit, so daß er auch niemals darüber empfindlich wurde. Die Aemter besetzte er mit keinen andern Personen, als mit solchen, von welchen er versichert war, daß sie es ihrer Tugend wegen verdieneten. Nie lies er, weder in gutem noch in widerwärtigem Glück einige Veränderung von sich blicken. Von der Armee wurde er zärtlich geliebt, ob er gleich von derjenigen Freige-

bigkeit

bigkeit weit entfernet war, wodurch andere Kaiser die Soldaten an sich zu ziehen suchten. Er hielt vielmehr die strengste Kriegszucht und übte sie beständig in den Waffen. Alle diese grossen und seltenen Tugenden konten den Marc-Aurel nicht wider das Gift der Verläumder schützen. Als L. Verus, sein Gehülfe in der Regierung, der schändlichste und unwürdigste Fürst, der jemals einen Thron bekleidet hat, plötzlich am Schlage starb, so wurde ihm boshafter Weise schuld gegeben, daß er seinen Tod durch Gift oder auf andere Art befördert habe. Man tadelt an ihm die alzugrosse Nachsicht, zu welcher ihn seine angebohrne Gütigkeit gegen die Laster anderer, und sonderlich seiner nächsten Verwandten, verleitete. Sein Eidam war wollüstig und unordentlich, sein Sohn liederlich, und seine Gemalin Faustina im höchsten Grade unkeusch, und dennoch that Marc-Aurel, als wenn er ihre Laster nicht sähe. Seine zwölf Bücher von sich selbst sind ein unsterbliches Denkmal seiner tiefen Einsichten in die Weltweisheit und besonders in die Sittenlehre. Sie enthalten die besten Lehrsätze der stoischen Philosophie, und bestehen aus lehrreichen Betrachtungen über die menschlichen Handlungen, über Tugenden und Laster. Marc-Aurel starb nach einer achtzehnjährigen Regierung an der Pest mit der Gelassenheit eines Weltweisen. Kurz vor seinem Ende lies er seine Vertrauten zu sich kommen, unterredete sich mit ihnen von der Eitelkeit der menschlichen Dinge, und als sie sich der Thränen nicht enthalten konten, sagte er zu ihnen: *Warum weinet ihr über mich? Weinet vielmehr über die Pest, welche die Armee aufreibet.*

Er verhüllete hierauf das Haupt, als wenn er schlafen wolte, und verschied u). Dies sind einige schwache Züge von dem Gemälde zweier Fürsten, deren Tugenden der Nachahmung so würdig sind; zweier Fürsten, deren Leben sich Prinz Friedrich zum Muster des seinigen vorstellete, ohne doch ihre Feler, wozu sie von ihrer oft alzugrossen Gütigkeit verleitet wurden, nachzuahmen; zweier Fürsten, von denen er nachmals selbst so schön sang x):

Bien faiſans *Antonins*, mes Héros, mes exemples!
Il faut vous invoquer, vous méritex des temples.
Si de faibles Humains peuvent atteindre aux Dieux,
Vous êtes immortels, adorables comme eux.
Je ſens à votre nom dans le fond de mon ame,
Que l'amour des vertus redouble encor ſa flamme,
Où j'en préſume mieux du triſte genre humain.

„ Gütige Antoninen, meine Helden, meine „ Muster! Euch mus man anrufen, ihr verdienet „ Tempel. Wenn sich schwache Sterbliche bis „ zu den Göttern erheben können, so seyd ihr unsterblich, verehrungswürdig wie sie. Ich füle „ bey eurem Nahmen in dem Innersten meiner „ Seele, daß die Liebe zur Tugend ihre Flammen „ in mir verdoppelt, und mich von dem ganzen „ traurigen Menschengeschlechte besser denken „ lehret. „

§. 30.

Und Friedrich Wilhelm den Grossen.

Keiner von beiden Kaisern war ein Held. Das Reich genos unter dem frommen Antonin einer

u) Ebendaselbst.
x) Epitre XIII A ma ſoeur de *Bareith*.

einer stolzen Ruhe, und Marc-Aurel hat zwar verschiedenen Feldzügen beigewonet, aber die Geschichte hat uns nichts Merkwürdiges davon aufbehalten, als daß die römischen Truppen unter ihm einige Siege in Teutschland und Ungarn erfochten. Prinz Friedrich, der sich auf alle Fälle zubereitete, brauchte also noch ein Beispiel, von dem er die Züge des Helden entlehnen konte, wenn ihn die Wohlfarth seiner Staaten künftig einmal in das Feld rufen solte. Und wo konte er wohl ein Beispiel aller Heldentugenden antreffen, das der Nachahmung würdiger gewesen wäre, als in seinem eigenen Hause? Welcher Staat konte wohl einen Fürsten aufweisen, der grösser gewesen wäre, als Churfürst Friedrich Wilhelm, oder der auch nur mit ihm verglichen werden könte? Friedrich Wilhelm besas alle Eigenschaften, welche zu einem grossen Manne erfordert werden, und die Vorsicht gab ihm alle Gelegenheiten an die Hand, wobey er dieselben zeigen konte. In einem Alter, wo die Jugend sonst nur ihre Vergehungen sehen läst, lies er schon Merkmale der Klugheit von sich blicken. Er misbrauchte seine Heldentugenden niemals, und bediente sich seiner Tapferkeit nur zur Vertheidigung seiner Staaten, und zur Unterstützung seiner Bundsgenossen. Er war vorsichtig und weise, und dieses machte ihn zu einem grossen Staatsmanne. Er war arbeitsam und leutselig, und dadurch wurde er ein guter Fürst. Er war gegen die gefärlichen Verführungen der Liebe unempfindlich, und wuste von keiner andern Leidenschaft, als gegen seine Gemalin. Hat er den Wein und die Geselschaft geliebet, so überlies er sich doch hierinne keinen Ausschweifungen. Seine lebhafte

te

te und zum Zorn geneigte Gemütsart brachte ihn zuweilen in Eifer, und machte, daß er auffuhr. Allein, wenn er auch die erste Bewegung nicht bemeistern konte, so hatte er doch allemal die andere in seiner Gewalt, und sein Herz ersetzte überflüßig die Feler, zu denen ihn ein flüchtiges und gar zu leicht aufwallendes Blut verleitete. Seine Seele war der Siz der Tugend. Das Glück hätte ihn nie stolz, und das Unglück nicht verzagt machen können. Er war grosmütig, gütig, freigebig, leutselig, und wich von solchen Eigenschaften niemals ab. Er wurde der Wiederhersteller und Beschützer seines Vaterlandes, der Urheber der brandenburgischen Macht, der Schiedsrichter zwischen denjenigen, die ihm gleich waren, und die Ehre seines Volkes. Er richtete durch wenig Mittel grosse Dinge aus, war sein eigener Rath und Heerfürer, und ersezte durch seinen grossen und starken Geist allein die Hülfe, die ihm mangelte. Er machte Entwürfe und fürete sie aus. Dachte er wie ein General, so fochte er wie ein gemeiner Soldat. Je häufiger sich die Hindernisse zeigten, die er zu überwinden hatte, desto mehr vervielfältigten sich die Hülfsmittel in seinem Verstande. Er bevölkerte seine Staaten, die der dreißigjährige Krieg verwüstet hatte. Er verwandelte Moräste in Wiesen, Wüsteneien in Dörfer, und verfallene Gemäuer in Städte. Er war zwanzig Jahr alt, da er zur Regierung gelangte, und seine Länder waren in den Händen der Schweden, Spanier und Holländer. Friedrich Wilhelm entris sie ihnen durch Unterhandlungen. Die Schlacht bey Warschau stellete ihn der Welt zuerst von der Seite eines Helden dar. Allein der

Feld-

Feldzug bey Fehrbellin vom Jahr 1675 verdunkelt beynahe alles, was die Geschichte grosses von dieser Art aufzuweisen hat. Der Churfürst unternahm eine Sache, die eben so gros, als kühn war, und fürte sie mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit aus. Er hub einen Haufen Schweden auf, da Europa glaubte, daß er noch in Franken wäre. Er eilte gleichsam im Fluge auf die Ebene vor Fehrbellin, wo die Feinde sich versamlet hatten. Er stelte ein mit mehr Muth, als Klugheit, angefangenes Treffen wiederum her. Mit einem Haufen von Reiterey, der schwächer als die Feinde, und durch die Beschwerlichkeiten eines langen Marsches ermüdet war, schlug er ein zahlreiches und ansehnliches Fusvolk, welches sich durch seine Tapferkeit das Reich und Polen unterworfen hatte. Aus seiner geschickten Auffürung kan man urtheilen, was er gethan haben würde, wenn es in Elsas nach seinem Willen gegangen wäre. Diese so herrliche, als tapfere Unternehmung verdienet, daß man die Worte Cäsars auf ihn deute: Veni, vidi, vici. Er wurde von seinen Feinden gerümet, von seinen Unterthanen gesegnet; und seine Nachkommen setzen in dieses berümte Treffen den Punct und Anfang der Hoheit, welche das Haus Brandenburg nachgehends erreichet hat. Der Feldzug im Winter des 1679sten Jahres ist eben so merkwürdig. Das Glück schien recht sein Vergnügen daran zu haben, daß es diesem Fürsten Gelegenheit an die Hand gab, die grossen Gaben seines Geistes an den Tag zu legen. Kaum hatte er den Feldzug in Pommern mit der Eroberung der Stadt Greifswald beschlossen, so hörete er, daß der General Horn mit 16000

Schweden das Herzogtum Preussen überschwemmet habe. Ohne dadurch beunruhiget zu werden, sann er mit aller Gegenwart des Geistes nur auf Mittel, seine Feinde zu vertreiben. Erdenken und ausfüren geschahe bey ihm zugleich. Er eilet mit 9000 Man im Jenner nach der Weichsel. Vor ihm her gehet das Schrecken; Horn ziehet sich zurück und seine Völker verlieren den Muth. Der Churfürst setzt sein Fusvolk in Schlitten über das frische Haf, und reiniget sein Land in kurzer Zeit von den Feinden, die wie Römer in dasselbe eingedrungen waren, aber nunmehr wie Tartaren flohen. Der Geist des Churfürsten zeigte sich in dieser Unternehmung, welche die einzige in ihrer Art ist, in seiner ganzen Grösse. Weder die strenge Jahreszeit, noch die Länge des Weges von der Oder bis an die Grenzen von Liefland, noch die vielen Beschwerlichkeiten, noch die Menge der Feinde, konten ihn aufhalten. Friedrich Wilhelm starb endlich 1688 mit derjenigen heldenmäßigen Gleichgültigkeit, von welcher er in dem glücklichen Laufe seiner Siege so viele Merkmale hatte blicken lassen y). Mit Recht singet daher Friedrich von diesem Helden z):

Ce Héros immortel dont l'ame magnanime
Dans la paix, dans la guerre également sublime
Lui fit, par l'Vnivers donner le nom de *Grand*,
Nous met comme des nains à coté d'un géant;
Il marqua nos devoirs, sa vie est notre livre,
Plus l'exemple nous touche, & plus il le faut suivre.

„Jener

y) Mémoires pour servir à l'histoire de *Brandenbourg*.
z) Epitre I. A mon Frere de *Prusse*.

„Jener unsterbliche Held, dessen grosmütige „Seele im Kriege und Frieden gleich erhaben „war, und ihm auf dem ganzen Erdkreise den „Nahmen des Grossen erwarb, verdunkelt uns „wie Zwerge an der Seite eines Riesen. Er be„stimte unsre Pflichten, sein Leben ist unser Buch; „je mehr uns sein Beispiel rüret, desto eifriger „müssen wir ihm folgen.„ Mit Recht stellet er ihn seinem künftigen Nachfolger auf dem Thron zum Muster der Nachahmung vor a):

Ce Héros qui jouit d'une Gloire immortelle,
Doit Nourrisson de *Mars*, vous servir de modele,
Sans cesse étudier, comme cet Electeur,
Les differens païs, où vous guide l'honneur;
Digéret vos projets, c'est remplir votre attente,
L'imagination souvent est imprudente &c.

„Dieser Held, der einen unsterblichen Ruhm „geniesset, sol Säugling des Mars dir zum Mu„ster dienen. Studiere ohne Aufhören, so wie „dieser Churfürst die verschiedenen Länder, wo„hin dich die Ehre leitet. Du wirst deine Erwar„tung erfüllen, wenn du deine Entwürfe sorgfäl„tig überdenkest. Die Einbildungskraft ist oft „unbesonnen u. s. f.

§. 31.

Er besteigt den Thron.

Dies waren die Beschäftigungen unsers Weltweisen wärend seines Aufenthalts zu Ruppin und Rheinsberg. Das Verhängnis fand ihn gar bald würdig, ihn mit derjenigen Würde zu bekleiden, auf

a) L'art de la guerre. Chant. III.

auf welche er sich bisher so rümlich vorbereitet hatte. Friedrich Wilhelm starb den 31sten May 1740 mit aller derjenigen Standhaftigkeit, welche ein tugendhaftes Leben einzuflössen im Stande ist. Prinz Friedrich folgete ihm. Nachdem er seinem verstorbenen Herrn Vater die letzten Pflichten der kindlichen Liebe entrichtet hatte, warf er seine Blicke auf diejenigen Völker, deren Glückseligkeit nunmehr seinen Händen anvertrauet war. „Unser erster Endzweck, sagte er, als er denen „obern Collegiis den Hintrit Friedrich Wil„helms bekant machte, wird jederzeit dieser seyn, „das Glück unserer Staaten zu befördern, und „jeden unserer Unterthanen vergnügt zu machen. „Wir wollen nicht, daß ihr sie drücket, um uns „dadurch zu bereichern; sondern, daß ihr vielmehr „das Glück des Landes und unsern Nutzen zu„gleich vor Augen habt, denn wir kennen keinen „Unterschied zwischen diesen beiden Stücken.„ Eben diese Vorschrift wiederholte er seinen Ministers mündlich. „So oft, sagte er, wenn ihr se„hen werdet, daß mein Nutzen wider den Nutzen „meiner Unterthanen streitet, so traget kein Be„denken, den letztern dem erstern vorzuziehen b).„ Friedrich folgte hierin den Beispielen eines Trajan und Marc-Aurel.

§. 32.
Er bewilkommet seine Gemalin.

Die vornehmsten des Adels versammelten sich sogleich, ihrem neuen Beherrscher Glück zu wünschen. Nachdem solches geschehen, begaben sie sich in

b) Merc. histor. & polit. Th. 109. S. 82.

in das Zimmer seiner Gemalin, ihr gleiche Ehrerbietung zu erweisen. Die mehresten kamen nur um des Ceremoniels willen, indem sie noch in der Ungewisheit waren, ob diese Prinzeßin den Titel, den sie ihr jetzt beilegten, lange geniessen würde. Sie empfieng indessen ihre Glückwünsche mit ihrer gewönlichen Leutseligkeit, obgleich das Innere ihres Herzens mit trüben Vorstellungen angefüllet war. Allein ihre Furcht und Bestürzung vermehrete sich, als sie sahe, daß diejenigen, welche in dem Zimmer waren, plötzlich die Thür eröfneten, um dem Könige Platz zu machen, welcher den Augenblick in das Zimmer trat. Die Königin zweifelte nicht, dieser unerwartete Besuch würde ihr die Ungnade und den Verlust ihres Gemals ankündigen; sie glaubte, er würde zu ihrer grössern Kränkung ihr seinen Willen in Gegenwart aller dererjenigen ankündigen, welche ihr damals ihre Aufwartung machten. Kaum lies ihr diese Vermutung so viele Kraft übrig, von ihrem Stul aufzustehen, und dem Könige entgegen zu gehen; und als sie es that, muste sie sich auf eine ihrer Damen stützen, um sich aufrecht zu erhalten. Sie wolte sich indessen so gut sie konte, wegen der Verwirrung entschuldigen, welche sich ihrer ganzen Person bemächtiget hatte, als ihr der König zuvor kam, und sie anredete. „Madame, sagte er, das ganze Königreich weis, auf was für Art ich sie zum Altar „begleitet habe; sie selbst wissen, wie ich seit diesem Augenblick mit ihnen gelebt habe. Die „Betrachtungen überreden sie vielleicht, daß, da „ich nunmehr Herr über meine Handlungen ge„worden bin, ich diesen Verbindlichkeiten entsa„gen werde, die ich nur gezwungen übernommen

„ habe, und welche von meiner Seite niemals
„ erfüllet worden. Aber wissen sie, Madame,
„ daß ihre Gedult, ihre Zärtlichkeit, ihre stand-
„ hafte Leutseligkeit, und tausend andere Tugen-
„ den, womit sie begabet sind, mir die Augen seit
„ langer Zeit geöfnet haben; obgleich in meinem
„ Naturel etwas ist, (nennen sie es wie sie wollen)
„ welches mir nicht verstattete, solches eher zu geste-
„ hen, als bis ich es auf eine Art thun könte, die sie
„ und die ganze Welt überzeugen möchte, daß es
„ eine blosse Würkung meines freien Willens sey.
„ Diese Zeit ist gekommen, und ich lade sie nun-
„ mehr ein, einen Thron mit mir zu theilen, den
„ sie zu bekleiden so würdig sind. Das Andenken
„ meiner vorigen Ungerechtigkeit sol vergessen seyn,
„ oder doch aus keiner andern Ursach erneuert
„ werden, als ihren Triumph zu verschönern.„
Der Anfang dieser Rede, welcher die grausame Furcht dieser Prinzeßin zu bestätigen schien, machte einen solchen Eindruck auf ihr Gemüt, daß sie kaum im Stande gewesen seyn würde, den letzten Theil derselben zu empfinden, wenn sie sich nicht beym Schlusse derselben in den Armen des Königs gesehen hätte, der ihr mit der grösten Zärtlichkeit begegnete. Bey dem Anblick eines so rürenden Auftrits wurden die Augen der ganzen vornehmen Geselschaft mit Freudenthränen angefüllet. Ihre Bewunderung theilte sich zwischen den Tugenden der Königin, welche eine solche Veränderung veranlasset hatten, und zwischen der Grosmut, welche der König bey dieser Gelegenheit an den Tag legte. — — Dies war der erste Sieg, den die Weltweisheit Friedrichs über sein Herz erfochte c). §. 33.

c) La Spectatrice, Th. 1. S. 408. Annals of Europe. 1740. S. 466.

§. 33.

Zustand der preußischen Staaten unter Friedrich Wilhelm.

Ehe ich die ersten Schritte zeichne, welche König Friedrich that, die Wohlfarth seiner Völker zu befördern, wird es nötig seyn, den Zustand zu bemerken, worin er seine Staaten antraf, die nunmehr ihr Glück von ihm erwarteten. Ich habe bereits oben einige Züge von dem Character Friedrich Wilhelms geschildert. Man darf sie nicht aus den Augen setzen, wenn man die kluge Regierung dieses Fürsten beurtheilen wil. Unter seinem Herrn Vater waren die Finanzen, die Policey, die Justitz und der Kriegsstaat gleich sehr verabsäumet worden. Kaum bestieg Friedrich Wilhelm den Thron, so bemühete er sich, alle diese verschiedenen Theile wieder in Ordnung zu bringen. Er hatte eine arbeitsame Seele, die in einem starken Körper wohnete. Niemals war ein Fürst mit einem Geiste begabt worden, der so fähig war, auf alles, auch auf die kleinesten Umstände, Acht zu haben. Er schränkte alle unnütze Ausgaben ein, und verstopfte die Canäle der Verschwendung, durch welche sein Vater, Friedrich I, die Vortheile des öffentlichen Ueberflusses zum ausschweifenden und eitlen Gebrauch hingeleitet hatte. Der Hof empfand diese Verbesserung am ersten. Er behielt nur so viele Personen, als zu seiner Würde unumgänglich nötig und dem Staate nützlich waren. Von hundert Kammerherren behielte er nur zwölfe; die andern ergriffen die Waffen oder wurden Kaufleute. Er ward ein Muster einer

strengen und sparsamen Lebensart, die dem römischen Staat der ersten Zeit so viele Ehre gemacht hatte. Er war ein Feind der Pracht und des äussern Glanzes der königlichen Würde, und seine stoische Tugend verstattete ihm nicht einmal die gewönlichsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er ist der Urheber des militairischen Systems der brandenburgischen Regierung. Er bevölkerte Preussen und Litthauen, welches die Pest verwüstet hatte. Er durchreisete jährlich alle seine Provinzen und munterte dadurch überal den Fleis auf. Er bewilligte allen denenjenigen Belonungen und Freiheiten, die sich in seinen Städten niederlassen würden. Er fügte zu seiner Hauptstadt die ganze Friedrichsstadt. Er bauete Potzdam, und unter diesen Beschäftigungen verschwanden die Schwelgerey, die Pracht und die Lustbarkeiten. Der Geist der Sparsamkeit zog in alle Stände ein. Aber bey dem allen geriethen die schönen Künste, welche nur allein Töchter des Ueberflusses sind, in Verfal. Die Manufacturen blüheten, aber die Handlung erstickte in der Geburt. Die ganze kriegerische Regierung hatte einen Einfluß in die Sitten, und selbst die Moden musten sich nach ihnen richten. Das Volk hatte aus einer gezwungenen Nachahmung ein saures Wesen angenommen. In allen preußischen Staaten hatte niemand mehr als drei Elen Tuch zu einem Kleide, aber einen Degen an der Seite, der wenigstens zwo Elen lang war. Das Frauenzimmer floh die Geselschaft der Manspersonen, und diese ersetzten diesen Verlust durch Taback und Possen. Die Brandenburger waren Originale und wurden nur von einigen kleinen Fürsten

sten in Teutschland halb und halb nachgeahmet d).

§. 34.

Des Kriegsstaats.

Die Ordnung in allen Sachen, die gute Wirthschaft und die ansehnliche Vermehrung der Finanzen, machte Friedrich Wilhelm vermögend, das Kriegswesen in einen fürchterlichen Stand zu versetzen. Er warb viele neue Regimenter und verstärkte die Armee bis auf 60000 Man. Das ganze Heer wurde in die Städte einquartiret. Der König musterte seine Truppen alle Jahr, lies sie einige Uebungen machen, und weil er selbst der Oberaufseher derselben war, so wurde er dabey nicht betrogen. Der Fürst von Anhalt, der die Kriegskunst wie ein Handwerk erlernet hatte, erfand verschiedene neue Uebungen, beförderte die Kriegszucht, und brachte den Soldaten eine unglaubliche Geschwindigkeit bey. Die Liebe zu grossen Soldaten gieng dabey so weit, daß es die Nachwelt kaum glauben wird. Die Reuterey bestand aus grossen Leuten, die auf ungeheuren Pferden ritten. Es waren Collossen auf Elephanten, die weder Uebungen machen noch streiten konten. Sie waren nicht Meister von ihren Pferden, und ihre Officiers hatten keinen Begrif weder von dem Dienst der Reuterey noch von dem Kriege überhaupt. Bey dem Anfange der Regierung Friedrich Wilhlems war man auf die Ordnung der Regimenter und ihre Manszucht bedacht gewesen. Allein, da man auf dieser Seite

d) Mémoires pour servir a l' hist. de *Brandenbourg*.

nicht viel mehr zu thun hatte, so sann man auf Dinge, die in das Gesicht fallen, und auf Kleinigkeiten. Der Soldat lakirte seine Flinte und seine Scheiden, der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel und seine Stiefeln. Die Mänen der Pferde waren mit Bändern geflochten, und die nützliche Reinlichkeit verwandelte sich endlich in einen Misbrauch. Hätte der Friede länger gedauret als bis 1740, so würde man vielleicht noch die Schminke und Schönpflästerchen eingeführet haben. Bey dem allen war das Fusvolk gut; die Reuterey aber wurde vernachläßiget e).

§. 35.

Der Academie der Wissenschaften.

Bey allen diesen grossen und nützlichen Einrichtungen geriethen die Academie der Wissenschaften, die hohen Schulen, die freien Künste und die Handlung in einen gänzlichen Verfal. König Friedrich 1 hatte den Grund zu der Academie der Wissenschaften zu Berlin gelegt, und Leibnitz ward der Stifter und Haupt derselben. Die Verbesserung des Kalenderwesens, welche damals ganz Europa beschäftigte, gab die erste Gelegenheit, und die philosophische Königin Sophia Charlotte trug zu der wirklichen Errichtung das meiste bey. Der erste Anfang war schlecht, daher man sich nicht wundern darf, wenn man die Fortpflanzung des christlichen Glaubens und die auswärtigen Missionien mit unter die Zahl der Gegenstände einer Academie der Wissenschaft antrift.

Dem

e) Ebendaselbst.

Dem ohngeachtet war der Tod Friedrichs I für diese Versamlung ein wahrer Donnerschlag. Die Regierung Friedrich Wilhelms war den Wissenschaften nicht günstig. Berlin ward unter ihm Sparta, da es vorher Athen gewesen war. Die Academie gerieth unter ihm in einen völligen Verfal, und die erledigten Stellen wurden schlecht und ohne Wahl besetzt. Die Arzneikunde und Heilungskunst erhielten sich noch allein, weil sie zur Erhaltung und Wohlfarth der Armee gereichten. Gundling, ein Bruder des berümten hallischen Gelehrten dieses Nahmens, ward zum Präsidenten derselben ernant. Dieser Man spielete damals unter allen Sterblichen die lächerlichste aber auch zugleich betrübteste Rolle zu Berlin. Er war gelehrt, aber dabey ein Pedant, voller Einbildung, ruhmredig, aufgeblasen, finster, ernsthaft, lächerlich und traurig kurzweilig. Ein steif zurückgeschlagener Kopf, eine stolze Mine, eine lang herunter hängende Staatsperuque, grosse Augen ohne Geist, aufgeworfene Lefzen, und abgemessene spanische Schritte; alles dieses bezeichnet den neuen Präsidenten. Er war zugleich Geheimerath und Oberceremonienmeister, Rath in allen Dicasteriis und Generalaufseher aller Kriegs- und Civilämter. Man legte ihm alle nur mögliche Ehrentitel bey, um ihn desto mehr zum Gelächter zu machen. Bey allen diesen Felern liebte Gundling den Trunk, welcher ihm sein weniges Gehirn völlig verrückte. So seltsam die Aufführung dieses Mannes war, so seltsam war auch die Kleidung, die er tragen muste. Ein roter mit schwarzem Samt und goldnen Knopflöchern nach der französischen Mode mit grossen Aufschlägen verfertigter Rock, ein Unterkleid mit Gold gestickt,

1740. stickt, eine lange von beiden Seiten herab hängende Staatsperuque von weisen Ziegenhaaren, ein Hut mit einer weisen Feder, rote seidene Strümpfe mit goldenen Zwickeln, und Schuhe mit roten Absätzen; dies war die Staatskleidung des Präsidenten. Zur altäglichen Kleidung hatte er einen braunen Rock, worauf in einem verschlungenen Zug die Buchstaben W. V. R. M. G. mit Silber gestickt waren. Er starb 1732 und wurde auf das feierlichste in einem Weinfas begraben. Die Verachtung gegen die Wissenschaften starb mit ihm an dem Hofe zu Berlin nicht aus. Man suchte einen andern Man auf, welcher fähig wäre, den Verlust Gundlings zu ersetzen. Der Graf von Stein wurde zum Vicepräsidenten der Academie ernant, und sein Bestallungsbrief f) ist zu merkwürdig, als daß ich ihn übergehen solte. Hier ist er:

„ Wir — — — Urkunden und bekennen „ hiermit gegen jedermänniglich, absonderlich vor „ der eruditen Welt, daß Wir den Wohlgebohr„ nen, Edlen, Weisen und Hochgelahrten, Un„ sern guten besondern ꝛc. Grafen von Stein, „ in Ansehung desselben weit und breit erschollenen „ Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitä„ ten, alten und neuen Münzen, in Physicis und „ Mechanicis, Botanicis, Hydraulicis, Pnevmaticis „ und Staticis, wie nicht weniger in der Cabbala „ und Erkäntnis und Prüfung der guten und bö„ sen Geister, deren Nutzen und Gebrauch und „ Misbrauch, ingleichen in der wunderbaren Lehre „ von den Prae-Adamitis, und deren vormaligen „ Wirth-

f) Des Hn. von Loen kleine Schriften Th. 1. S. 198. 209.

„ Wirthschaft und Haushaltung, auch 1740.
„ sonst in Historicis und Metaphysicis, Logi-
„ cis, Rhetoricis, Cataploricis, vor allen andern aber in
„ der Algebra, Arte Combinatoria und der Punctir-
„ kunst, Boutonomantia, auch in der weissen und
„ schwarzen Kunst erlangten gründlichen und fast
„ erstaunenswürdigen Erfahrung; zum Vicepräsi-
„ sidenten Unserer Königl. Societät der Wissen-
„ schaften auserſehen, ernant, angenommen und be-
„ stallet haben; thun auch dieses hiermit und in
„ Kraft dieses also und dergestalt, daß besagter
„ Graf von Stein in der Ordnung der 2te Socius
„ von ermeldter gelahrten Geselschaft seyn und blei-
„ ben, was zu deren Nutzen, Aufnehmen und heil-
„ samen Beförderung ihres bereits erworbenen
„ Ruhmes gereichen und erspriesslich seyn kan, bey-
„ tragen, und es daran in keinem Stück erman-
„ geln lassen soll, wie es einem fleißigen getreuen
„ und wohlintentionirten Vicepräsidenten und
„ Socio anstehet, eignet und gebühret, auch der
„ gesamten löblichen Societät zuversichtliches Ver-
„ trauen desfals zu Ihm gerichtet ist. Er soll
„ auch dahin sehen, und fest darüber halten, daß
„ die Societät mit Edirung gelehrter Schriften
„ sich distinguire, und ein jegliches Membrum we-
„ nigstens ein Specimen Eruditionis, alle Jahr,
„ durch den Druck heraus geben müsse. Der
„ Vicepräsident, Graf von Stein aber, bleibet
„ von solcher Arbeit dispensiret; obgleich sein herr-
„ liches und erleuchtetes und an Fertilität und
„ Fruchtbarkeit dem besten Klee-oder Waitzenacker
„ gleich kommendes Ingenium dergleichen Productio-
„ nes in der Menge hervorzubringen mehr als gar zu
„ tüchtig und geschickt wäre. Auf das Kalender-
„ we-

1740. „ wesen in unserm Königreich, Provinzen
„ und Landen muß der Vicepräsident, Graf
„ von Stein, eine sorgfältige und genaue Attention
„ haben, damit keine Unterschleife dabey vorgehen,
„ keine fremde Kalender eingeführt und gebrauchet,
„ auch die Gelder, so von denen Kalendern einkom-
„ men, zu keinem andern Ende, als wozu sie destini-
„ niret, angewendet, übrigens aber, bey Verferti-
„ gung der Kalender, dem Publico und insonderheit
„ denen Curiosis, welche gern zukünftige Dinge vor-
„ her wissen wollen, zur Freude und Nutzen alle Be-
„ hutsamkeit gebrauchen, damit die Prognostica von
„ der Witterung, Gesundheit und Krankheit,
„ Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre; in-
„ gleichen die Krieges- und Friedensläufte accurat
„ getroffen, bey dem Druck nicht mehr rothe Buch-
„ staben als vonnöthen, gebrauchet, der Sonnen-
„ cirkel nicht verkehret und viereckigt sondern rund
„ gemahlet, die güldene Zahl nach Möglichkeit ver-
„ mehret, der guten Tage im̃er so viel als ihrer seyn
„ können, angesetzet, die verworfene oder böse Tage
„ aber vermindert werden mögen. Daferne auch der
„ Vicepräsident, Graf v. Stein, besondere Verän-
„ derungen anmerken solte: e. g. daß der Mars ei-
„ nen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen ha-
„ be, oder daß er mit Saturno, Venere und Mercurio
„ im Quadrat stünde, oder auch, daß der Zodiacus,
„ wie bereits zu des Campanellä Zeiten angemerket
„ worden, sich noch weiter aus dem Geleise geben und
„ verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Him̃els
„ den andern, nach des Cartesii Principiis, abschlei-
„ fen und verschlingen solte, und daher eine un-
„ mäßige Zahl von Cometen oder Schwanzster-
„ nen zu vermuthen wäre; so hat der Vicepräsident,

„ Graf

„ Graf von Stein, ohne den geringsten 1740.
„ Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus
„ zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergrün-
„ dung solcher Unordnungen, sondern auch auf
„ Mittel und Wege, wie denenselben am besten
„ abzuhelfen, bedacht zu seyn. Und ob es zwar
„ durch den Unglauben der Menschen dahin gedie-
„ hen, daß die Kobbolde, Gespenster und Nacht-
„ geister dergestalt aus der Mode gekommen, daß
„ sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen; so ist dem-
„ nach dem Vicepräsidenten, Grafen von Stein,
„ aus dem Prätorio bekant, wie es an Nacht-
„ mähren, Bergmänlein, Drachenkindern, Jr-
„ wischen, Nixen, Währwölfen, verwünschten
„ Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaf-
„ ten nicht ermangele, sondern deren Dinge eine
„ grosse Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen,
„ Heidengruben und Höhlen, auch heiligen Bäu-
„ men verborgen liegen, welche nichts als Scha-
„ den und Unheil anrichten, und wird also Er, der
„ Graf von Stein, nicht ermangeln, sein äuser-
„ stes zu thun, um dieselben, so gut er kan, aus-
„ zurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Un-
„ thieren, welches er lebendig oder todt liefern
„ wird, mit 6 Thalern bezahlet werden. Alldie-
„ weil auch eine beständige Tradition ist, daß all-
„ hier in der Churmark, sonderlich in der Gegend
„ von Lehnin, Wilsnack und Lebus considera-
„ ble Schätze vergraben sind, zu deren Besichti-
„ gung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden,
„ alle zehen Jahre gewisse Ordensleute, Jesuiter
„ und ander dergleichen Geschmeise und Ungezieser
„ von Rom anhero kommen, so muß der Vice
„ präsident von Stein nicht allein diesem Pfaffen

„ pack

1740. „ pack fleißig auf den Dienst passen, um sie, „ wo möglich feste zu machen und zur ge„ fänglichen Haft zu bringen, sondern auch keinen „ Fleiß sparen, daß er mittelst der Wünschelruthe „ durch Segensprechen, Alrunken, oder auf eine „ andere Art, wo solche Schätze vergraben, oder „ verborgen, ausfündig machen möge, und sollen „ ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zau„ berbücher, so in unserm geheimen Archiv vor„ handen, nebst dem Speculo Salomonis verabfol„ get werden; wie er denn auch von jeglichen Thresor, welchen er ausgraben wird, den vierten „ Theil zu geniessen haben, und solches zu reicher „ und ansehnlicher Belohnung seiner leistenden „ treuen und angenehmen Dienste Ihm gedeyhen „ soll. Ingleichen soll er aller Privilegien, Frey„ heiten, Präeminentien, Recht und Gerechtig„ keiten, so andern dergleichen Vicepräsidenten „ competiren und zustehen sich ebenfals zu erfreuen „ haben, und dabey so es dessen bedürftig, wider „ allen Eintrag, Belästigung und Betrug ernst„ und nachdrücklich geschützet, mainteniret und ge„ handhabet werden. Zur Urkund haben Wir „ diese Bestallung eigenhändig unterschrieben, und „ mit Unserm Insiegel bedrucken lassen. So ge„ schehen Berlin den 19ten Januar. 1732. „

(L. S.)

§. 36.

Zustand der Künste und Wissenschaften überhaupt.

Man kan sich schon hieraus einen Begrif machen, wie es um die Künste und Wissenschaften in den

den übrigen Staaten Friedrich Wilhelms 1740.
ausgesehen haben müsse. Die öffentliche Lehrstüle auf den hohen Schulen wurden nach Gunst besetzt und erschlichen. Die sogenanten Pietisten, eine Art protestantischer Jansenisten, mengeten sich in alles und erhielten einen Theil von der Oberaufsicht über die Universitäten. Sie verfolgten die gesunde Vernunft und den guten Geschmack. Sie wolten das Herz vernichten, um es zu GOtt zu füren; sie quälten die Natur, dem höchsten Wesen damit ein Opfer zu bringen. Insbesondere war die Weltweisheit ein Gegenstand ihres Hasses. Wolf wurde verbannet, weil er die Beweise von dem Dasein GOttes in der schönsten Ordnung ausgefüret hatte. Der junge Adel, der sich den Kriegsdiensten widmete, hielt es sich für eine Unehre, wenn er studieren solte. Er sahe die Unwissenheit als ein Verdienst, und die Wissenschaft als eine Schulfüchserey an. Die schönen Künste litten noch mehr, als die ernsthaften Wissenschaften. Die Academie der Maler nahm ein Ende. Pesne, der Aufseher derselben, wendete sich von den Schildereien zu den Abschilderungen. Die Tischler warfen sich zu Bildhauern auf, und die Maurer zu Baumeistern. Bey diesem algemeinen Verfal des guten Geschmacks ist dennoch zu bewundern, wie die brandenburgischen Staaten unter der Regierung Friedrich Wilhelms noch so viele berümte und gelehrte Männer zeugen können, als sie wirklich hervorgebracht haben.

§. 37.
Erste Anordnungen Friedrichs 2.

1740. In diesem Zustande befanden sich diejenigen Völker bey dem Absterben Friedrich Wilhelms, mit deren Glück sich unser Weltweise bereits eine lange Zeit im Geiste beschäftiget hatte. Er fand bey dem Antrit seiner Regierung einen reichlich angefülten Schatz, ein zahlreiches und geübtes Kriegsheer, eine beinahe bewundernswürdige Ordnung in allen Geschäften, aber doch auch einen fast übertriebenen Geschmack an Kleinigkeiten, eine bis zur Kargheit getriebene Sparsamkeit, und einen ausserordentlichen Mangel an Künsten und Wissenschaften. Er hatte schon lange den Plan gemacht, auf dem Guten in der Regierung seines Vaters und Vorgängers fortzubauen, und die Lücken in derselben auszufüllen, und er nahm nunmehr keinen Augenblick Anstand, seinen Entwurf zu volziehen. Die ersten Schritte seiner neuen Regierung wurden mit Gnade und Wohlthun bezeichnet. Der harte Winter dieses Jahres hatte in verschiedenen Provinzen eine ungemeine Theurung nach sich gelassen. Friedrich befal den Augenblick, da er den Thron bestieg, die königlichen Magazine in allen Provinzen zu eröfnen, und das darin vorräthige Getreide für einen damals sehr wohlfeilen Preis zu verkaufen. Mehr als 80000 Scheffel Getreide wurden nach Pommern geschickt, und unter die Nothleidigen ausgetheilet. Auf eben die Art hatten schon Trajan und Antonin dem Mangel ihrer Unterthanen abzuhelfen gewußt. Friedrich verbot die gewaltsamen Werbungen bey der Strafe des Todes, und schafte sogar den Gebrauch

brauch ab, die Kinder in der Wiege anzuwer- 1740.
ben. Da er nur allein dem wahren Verdienst Belohnungen und Ehrenstellen angedeihen lassen wolte, so hob er alle Anwartschaften auf Bedienungen und Lehne auf. Nichts ist eines grossen Fürsten würdiger, als dasjenige, was er seinen Generals in Ansehung der Truppen befal. Er sagte zu ihnen: „Er empfele ihnen, die genaueste Aufmerksamkeit „auf die gute Ordnung und Kriegszucht seiner „Truppen zu haben; aber er ermahne sie auch, „nicht nur alle niedrigere Officiers, sondern auch „die gemeinen Soldaten mit Gelindigkeit und „Güte zu behandeln; vornehmlich aber wünsche „er, daß sie sich in Sachen, so den Dienst ange- „hen, aller harten und anzüglichen Ausdrücke ent- „halten möchten.„ Der Orden der Generosi- te, welcher unter der vorigen Regierung alzuge- mein gewesen war, wurde aufgehoben, und an des- sen Statt der Orden pour le Merite eingefüret. Die verwitwete Königin, für welche er jederzeit die gröste Achtung hegete, bekam den Titel der könig- lichen Frau Mutter, und als sie ihn mit dem Nahmen Ew. Majestät belegen wolte, hat sie Friedrich sich inskünftige des Ausdrucks mein Sohn zu bedienen, indem er die Ehre ein Sohn von ihr zu seyn, höher schätze, als die königliche Würde. War es daher wohl ein Wunder, daß man in allen Theilen seiner Staaten nichts als die lebhaftesten Wünsche für die Erhaltung eines Für- sten that, dessen Schritte insgesamt auf das Glück und die Erleichterung seiner Unterthanen abziele- ten?

§. 38.

Erstes Gedicht des Herrn von Voltaire an ihn.

1740. Friedrich verdienete bei diesen rümlichen Gesinnungen die Lobeserhebungen, die ihm nicht nur die Dichter seiner Staaten, sondern auch der entferntesten Nationen beilegten. Der Herr von Voltaire war einer der ersten, der ihm seinen poetischen Weihrauch darbrachte. Hier ist sein schönes Gedicht g) an unsern königlichen Weltweisen:

Enfin voici le jour le plus beau de ma vie
Que le monde attendoit, et que Vous seul craignez
Le grand jour, où la terre est par Vous embellie,
Le jour où Vous regnez.

Fugez, disparoissez, reverends Fanatiques,
Sous le nom des Devots laches persecuteurs,
Seducteurs insolens, dont les mains frénétiques
Ont tramé tant d'horreurs.

J'entends, je vois trembler la sombre Hypocrisie
C'est toi monstre inhumain, c'est toi qui poursuivis,
Et *des Cartes*, et *Bayle*, et ce puissant Géniè,
Successeur de *Leibnitz*.

Tu

g) Oeuvres de Mr. de *Voltaire*, Th. 3.

Tu prenois sur l'hotel un Glaive, qu' on revere, 1740.
Pour frapper saintement les plus sages Humains.
Mon Roi va te percer du fer, que le Vulgaire
Adoroit dans tes mains.

Il te frappe, tu meurs, il vange notre injure,
La vérité renait, l'erreur s'évanouit;
La terre éléve au ciel une voix libre et pure,
Et le ciel applaudit.

Et vous, de *Borgia* deteſtables maximes,
Science, d'être injuſte à la faveur des loix
Art d'opprimer la terre, art malheureux de crimes,
Qui faiſiez l'art des Roi;

Politique imprudente, autant que tirannique
De votre faux éclat cachez le jour affreux,
Redoutez un Héros, de qui la Politique
Eſt d'être vertueux.

Ouvrons du monde entier les annales fideles
Voyons y les tirans, ils ſont tous malheureux,
Les foudres qu'ils portoient en leurs mains criminelles;
Ont retombé ſur eux.

Ils ſont morts dans l'opprobre, ils ſont morts dans la rage;
Mais *Antonin*, *Trajan*, *Marc-Aurel* et *Titus*,
Ont eu des jours ſereins, ſans nuit et ſans orage,
Purs comme leurs vertus.

Ils renaiſſent en Vous, ces vrais Héros de *Rome*
Et les remplacer tous, Vous êtes deſtiné,
Regnez, vivez heureux, que le plus honnête homme
Soit le plus fortuné!

1740. Vn Philosophe regne. Ah! le siécle où nous
sommes,
Le desiroit sans doute, et n'osoit l'esperer.
Mon Prince a merité de gouverner les hommes,
Il sait les éclairer.

Laissons tant d'autres Rois croupir dans l'ignorance,
Idoles sans vertus, sans oreilles, sans yeux,
Que sur l'Autel du vice un flatteur les encense
Image de faux Dieux.

Quelle est du Dieu vivant la véritable image?
Vous, des talens, des arts et des vertus l'appui,
Vous, *Salomon* du Nord, plus savant et plus sage
Et moins foible que Lui.

D. i. „ Endlich erscheinet der schönste Tag „ in meinem Leben, den die Welt erwartete, und „ für den nur du allein dich fürchtetest; der grosse „ Tag, da die Erde durch dich verschönert wird; „ der Tag, da du regierest.

„ Fliehet, verschwindet ehrwürdige Schwär„mer, niedrige Verfolger unter dem Nahmen „ der Andächtigen, stolze Verfürer, deren wahn„witzige Hände so viele Schrecken angerichtet ha„ben.

„ Ich höre, ich sehe die finstere Heucheley zit„tern; du bist es, unmenschliches Ungeheuer, du „ bist es, die du den Cartes, den Baile, und je„nes mächtige Genie, den Nachfolger des Leib„nitz verfolgetest.

„ Du

„Du ergriffst auf dem Altar den Dolch, 1740.
„ den man verehret, die Weisesten unter den „ Sterblichen damit mit heiligen Händen zu er„ morden. Mein König wird dich mit dem Schwerd„ te durchboren, welches der Pöbel in deinen Hän„ den anbetete.

„ Er schläget dich; du stirbst; er rächet unse„ re Schmach; die Warheit komt zurück; der „ Irtum verschwindet. Die Erde erhebet nun„ mehr eine freie und reine Stimme zum Himmel, „ und der Himmel billiget sie.

„ Und ihr verabscheuungswürdige Grundsätze „ eines Borgia, du Wissenschaft unter dem „ Schutz der Gesetze ungerecht zu seyn, Kunst die „ Erde zu unterdrücken, unglückliche Kunst der „ Verbrecher, die du die Kunst der Könige wurdest;

„ Unverständige und tirannische Staatskunst, „ verhüllet den schrecklichen Tag eures falschen „ Glanzes; zittert für einen Helden, dessen Staats„ kunst darin bestehet, tugendhaft zu seyn.

„ Las uns die getreuen Jahrbücher der Welt „ eröfnen, und die Tirannen besehen; sie sind alle „ unglücklich; der Donner, den sie in ihren straf„ baren Händen trugen, ist auf sie selbst zurück ge„ fallen.

„ Sie sind in Schande gestorben, sie sind in „ der Wuth gestorben. Aber Antonin, Trajan, „ Marc-Aurel und Titus erlebten heitere Tage, „ ohne Nacht, ohne Ungewitter, so rein wie ihre „ Tugenden.

1740. „ Diese wahre Helden Roms leben in „ dir wieder auf, und du warest bestimt, „ sie alle zu ersetzen; regiere, lebe glücklich; der „ rechtschaffenste Man müsse auch der glücklichste „ seyn!

„ Ein Weltweiser regieret. Ach, das Jahr„ hundert, worin wir leben, wünschte es ohne „ Zweifel, und wagte nicht, es zu hoffen. Mein „ Prinz verdiente die Menschen zu regieren, denn „ er weis sie zu erleuchten.

„ Las so viele andere Könige in der Unwissen„ heit kriechen; Gözen ohne Tugend, ohne Ohren, „ ohne Augen, Bilder der falschen Götter, denen „ ein Schmeichler auf dem Altar des Lasters „ opfert.

„ Wer ist das wahre Bild des lebendigen „ GOttes? — — Du bist es, der du die Stütze „ der Talente, der Künste und der Tugenden bist; „ du, nordischer Salomo, der du gelehrter und „ weiser und reiner von Schwachheiten bist, als „ jener. „

§. 39.

Neue Anordnungen in Kirchensachen.

Der Dichter Frankreichs betrog sich in der guten Hofnung, die er von dem nordischen Salomo hatte, nicht. Friedrich fand, daß die mehresten Religionspartheien in Ansehung der Sittenlehre nicht weit von einander entfernt sind. Er glaubte daher, daß sie in Betrachtung des Staats alle für gleich gehalten werden könten, und lies

daher einem jeden die Freiheit, sich einen 1740.
Weg zum Himmel zu erwälen, welchen er wolte. Er verlangte weiter nichts von ihm, als ein guter Bürger zu seyn. Er hielt den falschen Eifer für einen Tiran, der die Länder entblösset; die Duldung aber für eine zärtliche Mutter, welche für sie sorgt, und sie blühend macht. Man siehet daher Reformirte und Lutheraner, Papisten und Juden, Quäcker und Zinzendorfianer, Gustelianer und andere Secten in seinen Staaten insgesamt in Friede leben, und jede gleichviel zum Wohl des Ganzen beitragen. Friedrich Wilhelm hatte in den leztern Jahren seiner Regierung verschiedene Veränderung in Kirchensachen vorgenommen und die mehresten gottesdienstlichen Gebräuche der Lutheraner mit der grösten Strenge abgeschaft. Sein Sohn gab ihnen gleich in den ersten Tagen die Freiheit, solche wieder einzufüren, ermahnete aber, das Volk nachdrücklich zu unterrichten, daß alle diese Ceremonien eine Schaale ohne Kern wären, und daß das Wesen der Religion in der Reinigkeit der Sitten bestehe. Da man bisher in den brandenburgischen Staaten, so wie in allen übrigen christlichen Landen die Weiber gewisser Maassen mit Geld erkaufen muste, so gab Friedrich den Befel, daß für die Dispensationen in Ehesachen künftig kein Geld mehr gegeben werden, hingegen einem frey stehen solle, sich in denen Fällen, wo die Ehe nicht mit ausdrücklichen Worten von Mose verboten worden, nach Gefallen zu verheiraten.

1740. §. 40.

Zweites Gedicht des Herrn von Voltaire an den König.

König Friedrich beantwortete den jetzt angefürten Glückwunsch des Herrn von Voltaire. Dieses Schreiben ist nicht bekant worden, wohl aber dessen poetische Beantwortung h), welche so lautet:

Quoi Vous êtes Monarque, et Vous m'aimez encore?
Quoi? le prémier moment de cette heureuse aurore,
Qui promet à la terre un jour si lumineux,
Marqué par Vos bontés, me le comble a mes voeux?
O coeur toujours sensible! A me toujours égale!
Vos mains du trône à moi remplissent l'intervalle:
Citoïen couronné, des préjugés vainqueur,
Vous m' écrivés en homme, & parlez à mon coeur.
Cet écrit vertueux, ces divins caractéres,
Du bonheur des humains sont les gages sinceres.
Ah Prince! Ah, digne espoir de nos coeurs captivés!
Ah! regnez à jamais comme Vous écrives.
Poursuivez, remplissez des voeux si magnanimes;
Tout Roi jure aux autels dereprimer les crimes,
Et

h) Ebendaselbst.

Et Vous, plus digne Roi, Vous jurés dans mes mains, 1740.
De protéger les arts, & d'aimer les humains.
Et toi, dont la vertu brilla persecutée;
Toi, qui prouvas un Dieu, mais qu'on nommait Athée;
Martir de la raison, que l'envie en fureur
Chassa de son païs par la main de l'erreur,
Reviens, il n'est plus rien qu'un Philosophe craigne,
Socrate est sur le trône, & la vérité regne.
Cet or qu'on entassait, ce pur sang des états,
Qui leur donne la mort en ne circulant pas,
Répandu par ses mains au gré de sa prudence,
Va ranimer la vie, & porter l'abondance.
Il ne recherche point ces énormes soldats,
Ce superbe appareil inutile aux combats,
Fardeaux embarrassans, Colosses de la guerre,
Enlevés à prix d'or aux deux bouts de la terre,
Il veut dans ses guerriers le zéle & la valeur,
Et sans les mésurer, juge d'eux par le coeur.
Ainsi pense le juste, ainsi regne le sage;
Mais il faut au grand-homme un plus heureux partage;
Consulter la prudence & suivre l'équité,
Ce n'est encore qu'un pas vers l'immortalité.
Ce n'est que juste & dur, qui n'est que sage & triste,
Dans d'autres sentimens l'Héroisme consiste;
Le conquérant est craint, le sage est éstimé;
Mais le bien faisant charme, & lui seul est aimé,
Lui seul est vraiment Roi, sa gloire est toujours pure,
Son nom parvient sans tache à la race future.

1740. A qui se fait chérit faut-il d'autres exploits?
Trajan non loin du Gange enchaina trente rois,
A peine a-t-il un nom fameux par la victoire;
Connu par ses bien faits sa bonté fait sa gloire,
Jerusalem conquise, & ses murs abattus.
N'ont point éternisé le grand nom de *Titus*.
Il fut aimé, voilà sa grandeur véritable.
O Vous, qui l'imitez, Vous son rival aimable,
Effacex les héros dont Vous suivez les pas,
Titus perdit un jour, & Vous n'en perdrez pas.

„ Wie, du bist Monarch und liebest mich „ noch? —— —— Wie? der erste Augenblick „ dieser glücklichen Morgenröte, welcher der Er„de einen so hellen Tag verspricht, ist mit deinen „ Gütigkeiten bezeichnet, und krönet alle meine „ Wünsche? O immer fühlbares Herz? O sich „ immer gleiche Seele! Deine Hände füllen den „ Abstand von dem Thron bis zu mir aus. Ge„krönter Bürger, Sieger über alle Vorurtheile, „ Du schreibest mir als ein Mensch, und redest „ mit meinem Herzen. Diese tugendhafte Schrift, „ diese göttlichen Züge sind die aufrichtigen Pfän„der von dem Glück der Sterblichen. Ach Prinz! „ ach, würdige Hofnung unsrer gefesselten Her„zen! Ach regiere ewig, so, wie du schreibest. „ Verfolge, erfülle so grosmütige Gelübde; jeder „ König schwöret den Altären zu unterdrücken, „ und du, ein noch würdigerer König, du schwö„rest in meinen Händen die Künste zu beschü„tzen, und die Menschen zu lieben.

„ Und

„Und du, dessen Tugend in der Verfol- 1740.
„ gung glänzte; du, der du das Daseyn ei-
„ nes GOttes beweisest, den man aber einen Got-
„ tesläugner nante; Märtirer der Vernunft, den
„ der wütende Neid durch die Hand des Irtums
„ aus seinem Vaterlande trieb, kehre wieder, es
„ ist nichts mehr da, das ein Weltweiser fürchten
„ könte; Socrat sitzet auf dem Thron und die
„ Warheit regieret Jenes aufgehäufte Gold, ja
„ dieses reine Blut der Staaten, welches sie töd-
„ tet, wenn dessen Kreislauf gehemmet wird, wird
„ von seinen Händen weislich verbreitet, er wird
„ das Leben von neuem beseelen und den Ueberflus
„ gebären. Er sucht nicht mehr jene ungeheuren
„ Krieger, diese stolze und in Schlachten unnütze
„ Pracht, diese beschwerliche Lasten, Colossen des
„ Krieges, die von den beiden Enden der Erde
„ mit Geld erkauft worden; er verlanget von sei-
„ nen Kriegern Eifer und Tapferkeit, und ohne sie
„ zu messen, beurtheilet er sie nach ihren Herzen.
„ So denket der Gerechte, so regieret der Weise.
„ Aber der grosse Geist hat ein glücklicheres Theil
„ nötig; die Klugheit fragen und der Billigkeit
„ folgen, ist erst ein Schritt zur Unsterblichkeit.
„ Wer weiter nichts als gerecht ist, ist hart; wer
„ blos weise ist, ist traurig; die Heldentugend be-
„ stehet in andern Grundsätzen. Der Eroberer
„ wird gefürchtet, der Weise wird geehret; aber
„ der Gütige reitzet, und er allein wird geliebt,
„ er allein ist ein warhafter König, seine Ehre ist
„ immer rein, sein Name komt ohne Flecken zur
„ künftigen Nachwelt. Ach, wer sich liebenswür-
„ dig macht, hat der wohl andre Thaten nötig?
„ Trajan schlug nicht fern vom Ganges dreißig

Köni-

1740. „ Könige in Fesseln; kaum ist sein Name „ durch den Sieg berümt worden; durch „ Wohlthaten bekant, macht die Güte seinen „ Ruhm aus. Das eroberte Jerusalem und „ dessen zerstörte Mauern haben nicht den grossen „ Namen des Titus verewiget. Er wurde geliebt; „ dies ist seine wahre Grösse.

„ O du, der du ihm nachahmest; du, sein lie„ benswürdiger Nacheiferer, verdunkle den Held, „ dessen Schritten du folgest; Titus verlor einen „ Tag du aber wirst deren keinen verlieren.„

§. 41.
Er vermehret seinen Hofstaat.

Das grosse Grenadiercorps zu Potzdam, auf welches der Dichter in diesem schönen Gedichte unter andern mit zielet, und welches bisher die grösten Summen zu erhalten gekostet hatte, wurde von unserm Weltweisen gleich nach dem Antrit seiner Regierung aufgehoben. Bey dem feierlichen Leichenbegängnis des verstorbenen Königes erschien es zum letzten Male in seinem Glanze. Dieses und die im vorigen gedachten Anordnungen waren nicht die einigen Proben, welche König Friedrich gleich in den ersten Tagen seiner Regierung von seiner Klugheit und Weisheit ablegte. Der Hofstaat Friedrich Wilhelms war alzukarg eingerichtet gewesen, und schien dem Glanze der königlichen Würde nicht anständig genug. Friedrich Wilhelm hatte zwar dadurch sehr grosse Summen erspart; allein es waren solche ein todtes Kapital, welches im Finstern vergraben lag, und da es keinen Umlauf hatte, den Körper nach und nach auszehrete.

zehrete. König Friedrich sahe diese Unbequemlichkeit, und half derselben ab. Er machte seinen Hofstaat der königlichen Würde anständiger, ohne dabey auf eine übertriebene Pracht zu verfallen. Berlin ward nunmehr glänzend, ohne üppig zu werden. 1740.

§. 42.

Er wil die Academie der Wissenschaften wieder herstellen.

König Friedrich war den Musen zu viel schuldig, als daß er sie bey seiner neuen Würde hätte vergessen sollen. Kaum hatte er die Ruder des Reichs in die Hände genommen, als er beschlos, ihnen einen ihrer würdigen Tempel zu bauen, und die Academie der Wissenschaften, welche seit langer Zeit ein Gegenstand der Verachtung geworden war, wieder herzustellen. Es lies sich das Verzeichnis derjenigen Jahrgelder geben, welche aus der Casse der Academie bezalet wurden, unterdrückte einige unanständige, gab sie andern von bekanten Verdiensten und trug dem Herrn von Viereck auf, der Geselschaft seines Schutzes zu versichern. Der Herr von Maupertuis schien ihm der würdigste Nachfolger zu seyn, den er einem Leibnitz geben könte. „Mein Herz und meine Neigung, „schrieb er im Julio eigenhändig an denselben i), „haben von dem ersten Augenblick an, da ich „auf den Thron gelanget bin, das Verlangen „in mir erwecket, sie hier zu haben, damit sie der berli-

i) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. III.

1740. „ berlinischen Academie diejenige Gestalt „ geben mögen, die sie nur von ihnen er„ halten kan. Kommen sie also und pfropfen sie „ in diesen wilden Stam das Reis der Wissen„ schaften, daß es blühe. Sie haben der Welt „ die Gestalt der Erden gezeigt; kommen sie und „ zeigen auch einem Könige das Vergnügen, ei„ nen solchen Man, als sie sind, zu besitzen.„ Maupertuis folgte dieser Einladung und kam bald hernach von Paris wirklich an; allein die öffentlichen Angelegenheiten Europens, welche dem Weltweisen bald hernach Beschäftigungen von einer ganz andern Art gaben, hinderten ihn einige Jahre, den Entwurf in Ansehung der Academie zu volziehen. Indessen fasseten dennoch einige sowohl durch ihre Gelehrsamkeit als auch durch ihre Geburt und Würde von andern unterschirdene Männer, den rümlichen Entschlus, dieser Verzögerung abzuhelfen, und den Eifer der Gelehrten durch eine Art einer vorläufigen Stiftung aufzumuntern. Zu dem Ende errichteten sie eine gelehrte Geselschaft, welche zum Theil aus den Mitgliedern der alten königlichen Geselschaft, zum Theil aber auch aus andern Gelehrten zu Berlin bestand. Diese versammelten sich nachmals zu verschiedenen Malen, theils bey dem Grafen von Schmettau, theils bey dem Staatsminister, Baron von Borck, theils aber auch auf dem Schlosse, wo ihnen König Friedrich einen besondern Saal einräumete k).

§. 43.

k) Histoire de l'Acad. S. 44.

§. 43. 1740.

Algarotti komt nach Berlin und Wolf nach Halle.

Algarotti dieser gelehrte Venetianer, der sich bereits im Jahr 1738 durch seine Dialoghi sopra la luce, i colori e l' attrazione, berümt gemacht hatte, war nebst seinem Bruder bereits im Junio zu Berlin angelanget, und von unserm königlichen Weltweisen mit vorzüglicher Achtung empfangen worden. Er erhob sie bald hernach beide in den Grafenstand. Christian Wolf, der ehedessen um der Weltweisheit willen die preußischen Länder verlassen müssen, und sich gegenwärtig zu Marpurg befand, hatte bald nach dem Anfange dieses Jahres unserm Weltweisen, der damals noch Kronprinz war, eines seiner Werke zugeschrieben. Prinz Friedrich hatte es nicht nur gnädig angenommen, sondern auch dem Märtirer der Vernunft eigenhändig geantwortet. „Jedes vernünf„tige Wesen, so lautet diese Antwort vom 23sten „May, l) welches die Warheit liebt, mus an „dem Werke Theil nehmen, welches sie kürzlich „heraus gegeben haben; aber jeder rechtschaffene „Man und jeder wahre Bürger mus es als einen „Schatz ansehen, den ihre Freigebigkeit der Welt „schenkt, und den ihre Scharfsinnigkeit entdeckt „hat. Ich bin um so viel mehr dadurch gerürt, „da sie mir solches zugeschrieben haben. Die Welt„weisen müssen die Lehrer der Welt und die Vor„gesetzten der Fürsten seyn; ihre Pflicht ist folglich zu

l) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. III.

1740. „ zu denken, die unsrige aber unsere Hand„ lungen, darnach einzurichten. Sie „ müssen die Welt durch Schlüsse unterrich„ ten, wir aber durch unser Beispiel; sie müs„ sen erfinden, wir aber ausüben. Es ist schon „ lange, daß ich ihre Schriften lese und studire, „ und ich bin überzeugt, daß diejenigen, die „ sie gelesen haben, ihren Verfasser notwen„ dig hochschätzen müssen. Dies wird ihnen nie„ mand versagen können; ich bitte sie daher „ zu glauben, daß ich mit aller Achtung, die „ ihr Verdienst von mir erfordert, bin u. s. f. „ Konte Friedrich einen Man, der der Weltweisheit so viele Ehre machte, wohl aus seinen Staaten verbannet sehen? Er hob gleich nach dem Antrit seiner Regierung das Verbot auf, worin dessen Schriften zu lesen, untersagt war. Ja er lud ihn selbst ein, wiederum nach Halle zu kommen, von welchem Orte ihn der Aberglaube und der Neid der Gottesgelehrten auf eine so unwürdige Art vertrieben hatte. Wolf kam im December und wurde mit der Würde eines Geheimenraths und Vicekanzlers beehret und mit einem ansehnlichen Jahrgelde versehen.

§. 44.

König Friedrich befördert seine Freunde.

Friedrich vergas in seinem neuen Glanze diejenigen nicht, die er als Kronprinz mit dem Nahmen

seiner Freunde beehret hatte, ohne doch de- 1740.
nenjenigen Uebels zu thun, die ihm ehedem zuwider gewesen waren. Herr Jordan, welcher bisher an den gelehrten Beschäftigungen unsers Weltweisen so vielen Antheil gehabt hatte, wurde in eine Lage versetzet, wo er die Fähigkeiten seines Geistes und die Tugenden seines Herzens zum Besten des Vaterlandes anwenden konte. Er ernante ihn zum Geheimenrath, und nunmehr richtete Herr Jordan alle Scharfsinnigkeit auf das Wohl des Staats. Ihm hat Berlin die neue Policeiordnung zu verdanken. Die Gassen wurden von den Müßiggängern gereiniget, welche die Freigebigkeit der Bürger zu misbrauchen gewohnt waren. Er veranstaltete ein Arbeitshaus, worin tausend Personen, die ehedem den Einwonern zur Last waren, nunmehr von dem Fleis ihrer Hände leben müssen. Die Stadt wurde in Quartiere eingetheilet, und jedem derselben Männer vorgesetzt, welche für die Policei wachen musten, und die hohen Schulen, welche seiner Aufsicht gleichfals anvertrauet waren, wurden nunmehr mit Wahl und Einsicht besetzt. Dietrich, Baron von Kaiserlingk, den Friedrich Wilhelm von seinem Sohne entfernt hatte, wurde für diesen Verlust reichlich schadlos gehalten. König Friedrich ernante ihn zum Obristen und versahe ihn mit einem ansehnlichen Gehalt. Herr du Han, der Lehrer seiner Jugend, war nach geendigten Lehrjahren seines erhabenen Schülers zum teutschen Justitz- und französischen Oberconsistorialrath ernant, aber bey den Mishelligkeiten des Sohnes mit seinem Vater nach Preussen verwiesen worden. Nach wieder hergestelltem guten Vernehmen, wurde Herr du Han durch

1740. Veranstaltung des Kronprinzen, nach Braunschweig berufen, wo ihm mit der vorzüglichsten Achtung begegnet wurde. Nunmehr aber, da Friedrich den Thron bestiegen hatte, rief er ihn wiederum nach Berlin zurück, bekleidete ihn mit der Würde eines Geheimenraths in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und unterhielt mit ihm einen vertraulichen Umgang. Der Herr von Knobelsdorf bekam die Oberaufsicht über die Gebäude und Gärten. Seine erste Sorge gieng dahin, den Thiergarten von Berlin zu zieren; er machte daraus den angenehmsten Ort, durch die Verschiedenheit der Alleen, der Einfassungen der Plätze, und durch die reitzende Vermischung, welche durch die Schattirung der Blätter von so verschiedenen Bäumen in dem Auge hervorgebracht wird. Er zierte ihn mit Bildsäulen und durch Leitung einiger Bäche so schön, daß er den Einwohnern dieser Hauptstadt bequeme und ergötzende Spatziergänge verschafte, wo die Zierrathen der Kunst sich nur unter dem Schmuck der blossen Annehmlichkeiten des Feldes darbieten.

§. 45.

Der Herr von Voltaire besucht ihn zu Wesel.

Nachdem nun Friedrich durch seine ersten Handlungen der Tugend und den Wissenschaften gehuldiget hatte, glaubte er es Zeit zu seyn, auch von seinen Unterthanen gehuldiget zu werden. Er unternahm hierauf um die Mitte des Augusts, in Begleitung des Prinzen **Wilhelms**, seines Bruders,

ders, eine Reise in seine Clevischen Lande, 1740. und hier sprach er den Herrn von Voltaire, mit dem er bisher einen so lehrreichen Briefwechsel unterhalten hatte. Der französische Homer hielt sich damals bey dem Grafen Eugen von Lanoy, Gouverneur zu Brüssel, einem grossen Beschützer unglücklicher Gelehrten auf. Als sich der König gegenwärtig zu Wesel befand, kam Honi, ein Weinhändler von Brüssel zu ihm und überbrachte ihm ein poetisches Schreiben von dem Dichter. Vielleicht ist es dasjenige, welches ich vorhin §. 40. angefüret habe. König Friedrich war Willens, unbekanter Weise selbst nach Flandern zu reisen; aber das viertägige Fieber hinderte ihn nachmals daran. Ohne diese Umstände wird man folgendes Gedicht m) unsers königlichen Weltweisen nicht verstehen:

De votre passeport muni,
Et d'un certain petit mémoire,
S'en vint ici le sieur *Honi*,
Qui s'applaudissait de sa gloire.

Ah dis-je apôtre de *Bacchus*
Ayez pitié de ma misere,
De votre vin je ne bois plus,
J'ai la fievre, c'est chose claire.

Apollon qui me fit ces vers,
Est Dieu dit-il, de Medecine;
Ecoutez leurs charmans concerts,
Eprouvez leur force divine.

m) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. II.

1740. Je lus vos vers, je les relus,
Mon ame en fut plus que ravie;
Je fus guéri, du moins je crus,
Que ces vers me rendaient la vie.

Et le plaisir et la santé
Que vous eutes l'art de me rendre
Et force curiosité
D'un saut m'emporterent en *Flandres*.

Enfin je verrai dans huit jours
Le généreux rival d'*Homere*,
En quittant la morgue des Cours,
Je pourrai vivre avec *Voltaire*.

Portez, *Honi*, mon precurseur,
Muni de ce nouveau diplome;
L'interêt est votre moteur,
Le mien c'est de voir un grand homme.

„ Mit einem Passeport von dir und mit einer „ gewissen kleinen Schrift versehen, kam Herr „ Honi hieher, und bildete sich auf seinen Ruhm „ nichts schlechtes ein.

„ Ach sprach ich, Apostel des Bacchus, ha„ be Mitleiden mit meinem Jammer! Deinen „ Wein trinke ich nicht mehr. Ich habe das Fie„ ber, das ist nur alzugewis.

„ Apol,

„ Apol, der mir diese Lieder machte, 1740.
„ antwortete er, ist der Gott der Arzeney.
„ Höre die reitzende Töne dieser Gesänge und ver-
„ suche ihre göttliche Kraft.

„ Ich las deine Gedichte, und ich las sie von
„ neuem. Meine Seele wurde noch mehr als ent-
„ zückt. Ich wurde gesund; wenigstens glaubte ich,
„ daß mir diese Gedichte das Leben wieder schenkten.

„ Und das Vergnügen und die Gesundheit,
„ welche ich durch deine Geschicklichkeit wieder be-
„ kommen hatte, und eine heftige Neugierde tru-
„ gen mich mit einem Sprung nach Flandern.

„ Endlich werde ich nach acht Tagen den er-
„ habenen Nebenbuler Homers erblicken. Ich
„ werde dem steifen Stolz der Höfe entsagen, und
„ mit Voltaire leben.

„ Gehe Honi, mein Vorläufer, mit diesem
„ neuen Diplom versehen. Dich treibt der Eigen-
„ nutz, mich aber die Begierde, einen grossen Man
„ zu sehen.„

Jedoch, es ward, dieses Vorsatzes ohnerachtet, aus dieser Reise nichts. Der Herr von Voltaire kam dagegen dem königlichen Dichter zuvor, besuchte ihn in Westphalen, und reisete wohl besungen und beschenkt wieder nach Brüssel zurück. König Friedrich setzte hierauf seine Reise über Frankfurt nach Strasburg fort, wo er aber erkant wurde und daher seine Rückreise beschleunigte.

§. 46.

Ausgabe des Antimachiavel.

1740. Der Antimachiavel, dessen ich im vorigen gedacht habe, war bisher noch nicht öffentlich bekant gemacht worden. Es waren Regeln, die der erhabene Verfasser desselben sich selbst vorgeschrieben hatte, und die Eitelkeit, ein Schriftsteller zu heissen, hatte keine Reitze für ihn. Er überschickte dem ohnerachtet die Handschrift davon bereits zu Anfang des May dem Herrn von Voltaire, der sich damals zu Brüssel aufhielt. Der Dichter las und bewunderte sie. Er bat den Verfasser um die Erlaubnis, sie durch den Druck gemein machen zu dürfen. Er erhielt diese Erlaubnis; allein mit der Bedingung, den Verfasser derselben auf das sorgfältigste zu verschweigen. Die Verschwiegenheit ist keine Tugend, die den Poeten eigen ist. Es kam dem Herrn von Voltaire ungemein sauer an, das Geheimnis nur vierzehn Tage bey sich zu behalten, und nach deren Verlauf plauderte er es aller Orten aus. Der Dichter trug indessen die erhaltene Handschrift dem Herrn van Duren, Buchhändler im Haag zum Verlag an. „Ich habe, schrieb er, unter dem 1ten Junii an „denselben, eine sonderbare Handschrift von einem „der vornehmsten Männer in Europa in Händen. Es ist eine Art der Widerlegung von Machiavels Fürsten, von Kapitel zu Kapitel. Das „Original ist voller wichtigen Sachen und freimütigen Betrachtungen, welche die Neubegierde des Lesers reitzen und den Vortheil des Buchhändlers befördern „ u. s. f. Van Duren über-

nahm

nahm den Verlag willig, und im August 1740.
war das Werk bereits gröstentheils abgedruckt. Allein um eben dieselbe Zeit fiel es dem Herrn von Voltaire ein, einige Veränderungen in demselben zu machen, die er, wie er selbst sagte, für nötig befunden hätte. Der Verleger, welcher dergleichen eigenmächtige Veränderungen entweder für unerlaubt hielt, oder sich nicht entschliessen wolte, die bereits fertig gewordene Bogen umdrucken zu lassen, zerfiel deswegen mit dem Dichter, der zwei Monate darauf eine andere Auflage davon auf seine Kosten und nach seinem Geschmack veranstalten lies. Daher ist es gekommen, daß die Auflagen dieses berümten Buchs in vielen und oft wichtigen Stücken von einander abgehen n).

§. 47.

Vorrede des Herrn von Voltaire.

Der Herr von Voltaire glaubte nicht, daß er dieses Werk ohne eine Vorrede in die Welt schicken dürfte. Sie befindet sich vor beiden Ausgaben und ist lesenswürdig.

„Ich glaube, sagt er, denen Menschen einen Dienst zu erweisen, wenn ich den Versuch den Critik über den Machiavel ans Licht stelle. Der hohe Verfasser dieser Widerlegung ist eine der grossen Seelen, welche der Himmel nur selten bildet, um durch deren Lehren und Beispiele das menschliche Geschlecht tugendhaft zu machen. Er brachte vor einigen Jahren diese

n) S. die in Hannover und Leipzig 1756. herausgekommene teutsche Ausg. des Antimachiavel.

1740. „ Gedanken zu Papier, in der einzigen
„ Absicht, Warheiten zu schreiben, die ihm
„ sein Herz eingab. Er war noch sehr jung, und
„ wolte sich dadurch zur Weisheit und Tugend
„ gewöhnen. Er gedachte niemand, als sich selb-
„ sten Lehren zu geben; aber diese Lehren, so er
„ sich gegeben, verdienen die Lehren aller Könige,
„ ja wohl gar die Quelle des Glücks der Menschen
„ zu seyn. Er erzeigte mir die Ehre, mir sein Ge-
„ schriebenes zu senden, und ich erachtete es für
„ meine Schuldigkeit, denselben um Erlaubnis
„ zu bitten, solches durch den Druck bekant ma-
„ chen zu dürfen. Der Gift des Machiavels
„ ist alzu bekant; der Gegengift muste es auch seyn.
„ Man bemühete sich mit dem grösten Verlangen
„ um Abschriften. Es giengen davon schon viele
„ felerhafte herum, und das Werk würde ver-
„ stümmelt zum Vorschein gekommen seyn, wenn
„ ich nicht Sorge getragen hätte, gegenwärtigen
„ richtigen Abdruck zu liefern, nach welchem sich
„ die Buchhändler, denen ich damit ein Geschenke
„ mache, hoffentlich richten werden. Man wird
„ sich sonder Zweifel verwundern, wenn ich den Le-
„ sern sagen werde, daß derjenige, so im Franzö-
„ sischen so edel, so zierlich und oft so rein schrei-
„ bet, ein Fremder sey, der niemals nach Frank-
„ reich gekommen ist. Man wird sogar finden,
„ daß er sich viel besser ausdrücket, als Amelot
„ de la Houssaye, den ich der Widerlegung mit
„ beidrucken lassen. Ich bekenne, daß dieses et-
„ was unerhörtes ist; aber so glücklichen Fort-
„ gang hat derjenige, dessen Werk ich ans Licht
„ stelle, in allen Sachen gehabt, worauf er sich
„ legen wollen. Es ist wenig daran gelegen, ob
er

„ er ein Engelländer, Spanier oder 1740.
„ Italiener sey. Die Rede ist hier nicht „ von seinem Vaterlande, sondern von seinem „ Buche. Ich halte dafür, daß es besser geschrie„ben, als des Machiavel seines; und es ist ein „ Glück vor das menschliche Geschlecht, daß end„lich einmal die Tugend besessen, als das Laster „ ausgeschmückt worden.

„ Da mir dieses schätzbare Werk übergeben ist, „ habe ich mit Fleis einige Ausdrücke gelassen, „ die nicht französisch sind, die es aber zu seyn „ verdienen; und ich getraue mir zu sagen, daß „ dieses Buch sowohl unsre Sprache, als unsre „ Sitten volkomner machen kan. Uebrigens gebe „ zur Nachricht, daß nicht ein jedes Kapitel eine „ Widerlegung des Machiavels ist, weil dieser „ Italiener nicht die Laster in seinem ganzen „ Buche prediget. Es sind einige Stellen in dem „ Werke, so ich hier überliefere, welche vielmehr „ Betrachtungen über den Machiavel, als Wi„derlegungen des Machiavels sind. Dieser„wegen habe ich dem Buche den Titel vorgese„tzet: **Versuch einer Critik über den Ma„chiavel.**

„ Da der hohe Verfasser dem Machiavel „ völlig geantwortet; so werde ich hier mit weni„gem die Vorrede des Amelot de la Houssaye „ beantworten.

„ Dieser Uebersetzer hat sich für einen Staats„man ausgeben wollen; aber ich kan versichern, „ daß derjenige, so hier den Machiavel widerle-

1740. „ get, in der That dasjenige ist, was Ame-
„ lot seyn wollen.

„Das vortheilhafteste, so man vielleicht vom
„ Amelot sagen könte, ist, daß er Machiavels
„ Buch übersetzet, und dessen Regeln vertheidi-
„ get, vielmehr in dem Vorhaben, seinem Buche
„ guten Abgang zu verschaffen, als zu überreden.
„ Er schwazt in seiner Zuschrift sehr vieles von
„ Staatsgründen; allein ein Mensch, der Ge-
„ sandschaftssecretair gewesen, und das Geheim-
„ nis nicht gehabt, sich aus dem Elende heraus
„ zu reissen, versteht, meiner Meinung nach, die
„ Gründe der Staatskunst sehr übel.

„ Er wil seinen Schriftsteller durch das Zeug-
„ nis des Justus Lipsius rechtfertigen, welcher,
„ sagt er, so viele Frömmigkeit und Religion, als
„ Wissenschaft und Politik besessen. Ich merke
„ dagegen an: 1) daß Justus Lipsius und alle
„ Gelehrten einer Lehre, so dem menschlichen Ge-
„ schlecht schädlich ist, nicht zum Vortheile zeugen
„ können; 2) daß die Frömmigkeit und Religion,
„ womit man sich hier ungeschickt breit machet,
„ das Gegentheil lehren; 3) daß Justus Lipsius,
„ der als ein Catholik geboren, ein Lutheraner,
„ sodan ein Calviniste, und endlich wieder ein
„ Catholik geworden, niemals vor einen from-
„ men Man angesehen gewesen, ob er schon auf
„ die H. Jungfrau sehr schlechte Verse gemacht;
„ 4) daß sein grosses Buch von der Staatskunst
„ das verächtlichste unter seinen Schriften ist, ob
„ es schon Kaisern, Königen und Fürsten zuge-
„ schrieben worden; 5) daß er eben das Gegen-
„ theil

„ theil sagt, von dem, was Amelot ihm 1740.
„ in den Mund leget. „Wolte GOtt!
„ sagt Justus Lipsius, auf dem 9ten Blate der
„ plandinischen Auflage, daß Machiavel seinen
„ Fürsten in den Tempel der Tugend und der Eh-
„ re gefüret hätte. Aber, da er nur allein auf den
„ Eigennutz bedacht war, hat er sich von dem kö-
„ nigl. Wege der Ehrlichkeit zu weit entfernet.„
„ Vtinam Principem suum recta duxisset ad Tem-
„ plum virtutis & honoris &c. Amelot hatte
„ diese Worte mit Fleis unterdruckt. Es war
„ zu seiner Zeit noch die Gewonheit, ungeschickte
„ Stellen anzufüren; aber eine so nötige Stelle
„ verfälschen, heist nicht pedantisch seyn, oder sich
„ irren; sondern lästern. Der grosse Man, des-
„ sen Buch ich heraus gebe, füret keine Stelle
„ an; aber ich müste mich gewaltig irren, wenn
„ er nicht auf ewig von allen denen, so Vernunft
„ und Gerechtigkeit lieben, solte angefüret werden.

„ Amelot giebt sich alle Mühe zu beweisen,
„ daß Machiavel nicht gottlos sey. Es komt
„ hier wohl auf die Gottesfurcht an. Ein Mensch
„ giebt der Welt Lehren des Meuchelmords und
„ der Vergiftung, und sein Uebersetzer unterstehet
„ sich von seiner Frömmigkeit zu reden.

„ Die Leser lassen sich so leicht nichts aufbür-
„ den. Amelot mag immerhin sagen, daß seinen
„ Schriftsteller die Franciscaner und Jacobi-
„ ner sehr gelobet; es ist hier die Rede nicht von
„ Mönchen; sondern von Fürsten, denen Ma-
„ chiavel die Kunst, gottlos zu seyn, beibringen
„ wollen, eine Kunst, die man, ohne hin, mehr
„ als zu viel verstund.

„ Ueber-

1740. „Uberdem, glaubte man wohl, den Mi-
„ riweis, Cartouche, Jacob Clement
„ oder Ravaillac zu rechtfertigen, wenn man sag-
„ te, daß sie sehr schöne Gedanken von der Re-
„ ligion gehabt? Und wird man sich allezeit
„ dieses heiligen Schleiers bedienen, um die ab-
„ scheulichsten Laster zu verhüllen? Cäsar Bor-
„ gia, sagt der Uebersetzer noch, ist ein gutes
„ Muster vor alle neue Fürsten. Das wil sagen;
„ vor die unrechtmäßigen Bezwinger. Die Me-
„ dicis waren neue Fürsten, und man konte ih-
„ nen keine unrechtmäßige Eroberung vorrücken.
„ Zweitens, das Beispiel dieses Hurensohns,
„ Alexanders VI, der allezeit verabscheuet wird,
„ und oft unglücklich gewesen ist, ist ein sehr bö-
„ ses Muster vor einen jeden Fürsten. Endlich
„ behauptet la Houssaye, Machiavel hasse die
„ Tiranney. Ohne Zweifel verabscheuet sie je-
„ derman; aber es ist sehr schändlich und ab-
„ scheulich sie zu verabscheuen, und doch zu
„ lehren.

„ Ich werde nichts mehr sagen. Man mus
„ den tugendhaften Verfasser selbst hören, dessen
„ Gedanken ich nur schwächen würde.„

§. 48.

Urtheil von diesem Buche in der Biblioth. nouvelle.

„Kaum war der Antimachiavel aus der Presse,
„als derselbe auch sogleich ein algemeines Aufsehen
„erregte. Die gelehrten Zeitungen und Tagebücher
beeifer-

beeiferten sich um die Wette, denselben anzu- 1740.
preisen und die güldnen Zeiten zu weissagen, welche unter der Regierung eines so gütigen, weisen und tugendhaften Fürsten wieder auf die Erde herabsteigen würden. Allein entweder die unrichtigen Begriffe, welche sich diese Herren von der Weisheit und Gerechtigkeit eines Fürsten machen, oder eine Vermischung ausserordentlicher Umstände, die zu der Zeit, da Friedrich den Thron bestieg, die Welt verwirreten, haben einen grossen Theil dieser Hofnung vereitelt. Ich wil hier indessen einige Urtheile anfüren, welche in den gelehrten Tagebüchern von diesem merkwürdigen Buche gefället wurden. „Machiavel, heist es in der Bibliotheque „nouvelle o), gab seinen Fürsten ohngefär im „Jahr 1515 heraus, und eignete solchen dem „Lorenz von Medicis, Enkeln des Papsts Leon „10 zu. Dieser Papst verdachte es dem Machia„vel so wenig, daß er die Bosheit der Menschen „in ein Lehrgebäude gebracht, daß er ihn vielmehr „anspornte, noch andere Schriften zu verfertigen.

„Hadrian 6 und Clemens 7 hielten das „Buch sehr hoch. Der letzte verwilligte dem „Verfasser ein Privilegium, welches den 23sten „August 1531 unterzeichnet ist. Zehen auf ein„ander folgende Päpste erlaubten den Verkauf „von Machiavels Fürsten, zu eben derselben Zeit, „da die vortreflichsten Bücher in dem Indice expur„gatorio stunden. Endlich verbot Clemens 8 die„ses gefärliche Buch, da es nicht mehr Zeit war, „und

o) *Biblioth. nouv.* Novemb. 1740.

1740. „ und es sich gleichsam durch die Verjä-
„ rung algemein gemacht hatte.

„ Es erscheinet endlich nach mehr als zweihun-
„ dert Jahren eine förmliche Widerlegung dieses
„ Werkes.

„ Der Herr von Voltaire, als Herausge-
„ ber dieser Widerlegung, giebt uns in seiner Vor-
„ rede zu verstehen, daß der Verfasser von sehr
„ hohem Range sey, und in einem grossen Posten
„ stehe. Unser Amt, als Journaliste, bestehet
„ nur darinnen, daß wir dem gemeinen Wesen
„ von denjenigen Werken, die ihm angenehm und
„ nützlich seyn können, Rechenschaft geben. Wir
„ wollen also keinen verbotenen Blick in dasjenige
„ werfen, was man unsern Augen zu entziehen
„ vor nöthig erachtet hat. Wenn es aber wahr
„ ist, was man zu sagen beginnet, daß ein Fürst
„ Verfasser dieses Werkes sey, so sey es uns ver-
„ stattet, dem Himmel zu danken, daß er derglei-
„ chen Gesinnungen einem Manne eingeflösset hat,
„ der bestimt ist, das Glück anderer Menschen zu
„ befördern.

„ Es ist uns kein einziges moralisches Buch
„ bekant, das mit diesem, so wir jetzt ankündigen,
„ in Vergleichung käme. Die meisten andern
„ Bücher können gute Bürger zuwege bringen.
„ Aber wo sind Bücher, die den Königen Unter-
„ richt geben? Seit dem weisen Antonin hat man
„ dergleichen in der Welt nicht gesehen. Man
„ erlernet anderswo, seine Sitten einzurichten,
„ oder als ein geselliger Mensch zu leben; hier
„ aber lernet man regieren.

„ Wir

„Wir wünschen, daß alle Fürsten und 1740.
„ alle Minister dieses Buch lesen mögen,
„ weil wir das Wohl des menschlichen Geschlechts
„ wünschen; wenn anders die Lesung eines guten
„ Buchs die Menschen besser machen kan, und
„ wenn der Gift der Höfe nicht stärker ist, als
„ diese heilsame Nahrung, die wir ihnen anra-
„ then.

„ Der Vorbericht des Verfassers ist mit der-
„ jenigen wahren Beredsamkeit geschrieben, wel-
„ che nur allein aus den Herzen fliessen kan. Man
„ lese daraus folgende Stelle:

„ Wie bedaurenswürdig ist nicht ein
„ Volk, wenn es von dem Misbrauche der
„ Gewalt eines Fürsten alles zu besorgen hat;
„ wenn sein Haab und Gut dem Geitze, sei-
„ ne Freiheit dem Eigensinne, seine Ruhe
„ der Ehrsucht, seine Sicherheit der Treu-
„ losigkeit, und sein Leben der Grausamkeit
„ eines Fürsten ausgesetzet ist? Das ist der
„ traurige Abris eines Staats, darüber ein
„ solcher Fürst herrschet, als Machiavel ihn
„ zu bilden gedenket. „

„ Findet man sein Herz nicht von einer vereh-
„ rungswürdigen Zärtlichkeit beweget, wenn man
„ diese Worte lieset, und solte man nicht seinen
„ letzten Blutstropfen für einen Fürsten lassen,
„ der so denket, der von den Fürsten eben so, als
„ einer Privatperson redet, der mit uns gleiche
„ Meinungen heget, und der also mit uns seine
„ Stimme erhebet, um die Tiranney zu verab-
„ scheuen?

„ Was

1740. „Was uns in Verwunderung setzet, ist „die so reine Schreibart, der so schöne „Gebrauch einer Sprache, welche, wie man „sagt, die Muttersprache des Verfassers nicht „ist. Viele Stellen haben uns mit so wohl aus„drückenden Worten geschrieben zu seyn geschie„nen, und das eigentliche Wort ist so oft in sei„nem rechten Gebrauche genommen, und an sei„nen behörigen Platz gesetzet worden, daß wir „einige Zeit gezweifelt haben, ob das Werk ei„nen Ausländer zum Verfasser habe. Um uns „aber davon zu belehren, haben wir den Her„ausgeber selbst zu Rathe gezogen, und wir ha„ben in seinen Händen den augenscheinlichen Be„weis gesehen, daß diese Stellen, wovon wir „reden, wirklich von der hohen Hand dessen „seyn, von dem wir es anfänglich nicht glau„ben konten.

„Der Versuch der Critik über den Machia„vel enthält eben so viel Kapitel, als das Werk „dieses Italieners, welches, Der Fürst betitelt „ist. Allein es ist nicht eine beständige Widerle„gung, sondern es sind oft Betrachtungen, wel„che bey Gelegenheit der Gedanken des Italie„ners angestellet worden. Man findet dabey „tausend Exempel aus der alten und neuern Hi„storie; eine starke und aneinander hangende Be„urtheilung; und durchaus die allerreinste Tu„gend und den Beweis, daß die beste Staats„kunst sey, tugendhaft zu seyn.

„Eine von den Stellen, die uns am mei„sten gerüret, ist folgende aus dem dritten Ka„pitel:

„Wenn

„Wenn dergleichen heftige Staats- 1740.
„ veranderungen heutiges Tages unter
„ den Christen seltner sind, so kömt es daher,
„ weil die Grundsätze, die gesunden Sitten-
„ lehren anfangen gemeiner zu werden. Die
„ Menschen haben ihren Verstand mehr auf-
„ geklart; sie sind nicht mehr so wild, als sie
„ waren; und vielleicht hat man dieses den
„ Gelehrten zu danken, welche ganz Europa
„ menschlicher und feiner gemacht haben.„

„ Man solte beym ersten Durchlesen dieser
„ Stelle fast auf die Gedanken gerathen, daß
„ sie ein Gelehrter geschrieben habe, um entwe-
„ der die Neigungen, die man jederzeit gegen
„ seine Handthierung hat, oder aber die natürli-
„ che Begierde, sie zu erheben, an den Tag zu
„ legen. Allein es ist unstreitig, und wir sind,
„ vermöge des Zeugnisses unserer eigenen Augen,
„ und nach der allersorgfältigsten Gegeneinander-
„ haltung überführet, daß es kein Gelehrter, kein
„ gemeiner Philosoph sey, der also rede; sondern
„ ein Man, der in einem so hohen Range gebo-
„ ren ist, in welchem man gemeiniglich die Ge-
„ lehrten zu verachten, und als unnütze Leute in
„ einem Staate zu betrachten pfleget, ja selbsten
„ nicht einmal weis, daß sie in der Welt seyn.

„ Welche Gütigkeit und welche Grosmut herr-
„ schet nicht in dem ganzen Werke. Wie liebreich
„ ist die in demselben geäuserte Tugend! Wie weit
„ entfernt ist sie von dem pedantischen und störri-
„ schen Aberglauben, dem alles anstößig ist? Wie
„ bald verspüret man nicht, daß hier ein Man

1740. „ schreibet, der sich über den Menschen
„ hinauf schwingen wil, und kein Schul-
„ lehrer ist?

„Es ist wahr, es hat mehr als ein Fürst die
„ Wissenschaften mit Schriften beehret, die auf
„ die Nachwelt gekommen sind. Die Kaiser des
„ Julianus, jenes gekrönten Philosophen, werden
„ so lange im Andenken bleiben, als der gute Ge-
„ schmack auf Erden herrschen wird; obgleich die-
„ ses Buch nur eine sinnreiche Stachelschrift ist.
„ Seine übrigen Schriften wurden bey den Ge-
„ lehrten in Hochachtung bleiben; allein die in je-
„ nem bezeigte Tugend und Beredsamkeit sind zur
„ Vertheidigung einer Sache angewandt, die wir
„ misbilligen. König Heinrich 8 von Engelland
„ schrieb wider Luthern; aber man lieset weder
„ den einen noch den andern. Jacob 1 schrieb
„ Bücher; aber seine Regierung so wenig, als sei-
„ ne Schriften, haben einen algemeinen Beifal
„ erhalten. Gehen wir bis auf den Julius Cä-
„ sar zurück, so haben wir sein Trauerspiel, Oe-
„ dipus, welches verloren gegangen, und seine
„ Bücher von dem gallischen Kriege, welche zwar
„ ein Handbuch vor Kriegsleute, aber vielleicht
„ weniger gelesen, als hochgeachtet sind. Bey
„ dem allen ist es ein Werk eines ungerechten Be-
„ zwingers, und welches die Geschichte der von
„ ihm verursachten Drangsalen sowohl, als seiner
„ schönen Thaten enthält. Hingegen ist in dem
„ Buche, so wir ankündigen, nicht eine Seite,
„ welche nicht bestimt wäre, die Menschen besser
„ und glücklicher zu machen.

„Der

„Der Verfasser eines Romans, Se- 1740.
„ thos betitelt, sagt, wenn ein Buch die
„ Welt glücklicher machen könte, so wäre es der
„ Telemach. Es sey uns erlaubt zu sagen, daß
„ in diesem Stücke der Antimachiavel den Te-
„ lemach vielleicht weit übertreffe. Letzterer ist
„ hauptsächlich für junge Leute geschrieben, der
„ erste für Männer. Der artige und moralische
„ Roman, Telemach, ist ein Gewebe unglaub-
„ licher Begebenheiten; der Antimachiavel ist
„ voller wahren, aus der Historie genommenen
„ Exempel. Der Roman flösset eine fast blosse
„ idealische Tugend ein; er stellet solche Regie-
„ rungsformen auf, die sich nur für die fabelhaf-
„ ten oder sogenannten abendtheuerlichen Zeiten
„ schicken. Er verlanget, zum Exempel, daß
„ man die Bürger in sieben Klassen theilen solle;
„ er giebet jeder Klasse eine unterscheidende Klei-
„ dung, er verbannet völlig die Verschwendung,
„ welche jedoch die Seele eines grossen Staats
„ und der Grund des Handels ist. Der Anti-
„ machiavel flösset eine brauchbare Tugend ein;
„ seine Grundsätze schicken sich für alle Regie-
„ rungsformen in Europa. Endlich so ist der
„ Telemach in derjenigen poetischen Prosa ge-
„ schrieben, welcher niemand nachahmen mus,
„ und die sich nur in der Fortsetzung der Odyssen
„ anbringen lässet, welche einem französischen
„ Gedicht gleichet, das in französischer Prosa
„ übersetzet ist.

„Man siehet hier eine gleichmäßige, aber mun-
„ tere und volständige Schreibart, die so mänlich
„ ist, wie es der erhabne Gegenstand, mit welchem
„ sich der Verfasser beschäftiget, mit sich bringet.

1740. „ Ja man trift darin alle Augenblicke sol„ che scharfsinnige Verbindungen der Ge„ danken an, als man nur immer von einem zärt„ lichen Herzen erwarten mag. Kurz, die War„ heit äusert sich in dem Antimachiavel ohnge„ künstelt und ohne Umschweifungen.

„ Wir wollen eine Stelle hersetzen, die uns in der „ That gerüret hat: „Fürsten, die zuvor Men„ schen gewesen, ehe sie Könige geworden, „ können sich dessen erinnern, was sie gewe„ sen sind; und gewönen sich daher nicht so „ leicht an die Speise der Schmeicheley. Die„ jenigen aber, so ihre ganze Lebenszeit regie„ ret haben, sind auch von Jugend auf mit „ Weirauch genähret worden, wie die Göt„ ter; und sie würden vor Mangel der Nah„ rung sterben, wenn es ihnen am Lobe ge„ bräche.„

„ Wir sind erstaunet, als wir im Anfange des „ XXV. Kapitels die Gedanken von der Freiheit „ und Notwendigkeit, welche eine tiefsinnige Er„ kentnis sowohl der Metaphysik, als der Moral, „ zum Grunde setzen, antrafen; und wir finden Ur„ sache zu fürchten, daß das Vergnügen, welches „ bey uns daraus entstanden, uns gar übermeistern „ möchte. Damit man aber nicht denken möge, „ der Nahme des Verfassers, welchem dieses „ Werk beigelegt wird, sey allein Schuld daran; „ so können wir nicht umhin zu versichern, daß wir „ unser Urtheil auf die sorgfältigste Art geprüfet „ und bewährt gefunden haben. Zudem, so le„ ben wir in einem freien Lande, in welchem

„ man von dem Herrn, welcher der Ver- 1740.
„ fasser seyn sol, weder etwas zu hoffen
„ noch zu fürchten hat. Endlich aber, so mag ein
„ jeder Leser bedenken, daß man uns nicht kennet,
„ und daß wir billig glauben, beständig im Ver-
„ borgenen bleiben zu können; folglich, daß die
„ Warheit auch aus diesem Grunde unsre Feder
„ gefüret habe.„

§. 49.

Und in der Biblioth. raisonnée.

Die Verfasser der Bibliotheque raisonnée liessen dem Antimachiavel eben dieselbe Gerechtigkeit wiederfaren. In ihrer Beurtheilung p) dieses berümten Buches drücken sie sich unter andern so aus:

„ Wir sehen in Norden seit kurzem einen jun-
„ gen Monarchen den Thron besteigen, der alle
„ die erwähnten Eigenschaften besitzet; indem er
„ vom Anfange seiner Regierung an, dasjenige
„ erfüllet hat, was uns der Herr von Voltaire mel-
„ det. Er beweiset nemlich die Früchte seiner
„ frühzeitig erworbenen Tugenden, und zwar sol-
„ cher Tugenden, welche die wahre Ehre der Kö-
„ nige nicht weniger, als die Glückseligkeit der
„ Staaten hervor bringen. Es wäre zu wünschen,
„ daß alle diejenigen, die das menschliche Ge-
„ schlecht dereinst regieren wollen, sich durch Fleis
„ und Mühe die grossen und dazu nötigen Ei-
„ genschaften des Verstandes und Willens zu-

p) *Biblioth. raisonnée* Th. 15. S. 2.

1740. „ wege bringen möchten, um einer so wich-
„ tigen Beschäftigung auf eine ruhmwürdige „ Art vorzustehen. Dem ohngeachtet aber, mus „ man leider! mit Betrübnis sagen, daß fast keine „ Erziehung schlimmer und unachtsamer, als die „ Erziehung der Grossen dieser Welt, geführet „ wird. Allem Ansehen nach kömt es von den „ Trieben solcher Herren, und dem Mangel „ des Zwanges her. Dieser allein verursachet, „ daß ein solcher Herr nicht tugendhaft wird, „ wenn er nicht selbst dazu eine Begierde he- „ get. Wenn aber einige darunter anzutreffen „ sind.

— — quibus arte benigna
Et meliori luto finxit præcordia Titan.

„ Das ist, solche, die der Geburt nach von „ dem Himmel eine schöne und erhabene Seele „ empfangen haben, und alsdan ihre natürliche „ Gaben volkommen machen, so kan die kleine „ Zahl gelehrter und philosophischer Könige ver- „ mehret werden.

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

„ Doch, diesem sey, wie ihm wolle; so ist „ doch ausgemacht, daß der Antimachiavel ver- „ dienet, für ein Buch eines Königes angesehen „ zu werden; ja, daß es billig von allen Kö- „ nigen, die auf einen wahrhaften Ruhm und „ eine feste Grösse ihr Absehen richten, gleichsam „ an Kindesstatt mus angenommen werden; wenn „ auch gleich weder das Urtheil der Leute, noch die

ver-

„ verdeckten Umstände, auf Seiten des 1740.
„ Verfassers, an den Tag kommen. „

§. 50.

Des Abts von St. Pierre Betrachtungen über den Antimachiavel.

Es lebte um diese Zeit ein wunderbarer Man, der des Nahmens eines politischen Quacksalbers von Europa, den ihm der Cardinal Fleury im Scherz beizulegen pflegte, volkommen werth war. Es war solches Carl Irenäus Castel von St. Pierre, Abt zu Tiron; ein Man, der sich sowohl durch seine seltsame französische Schreibart als auch durch seinen Entwurf eines ewigen Friedens nach dem bereits von König Heinrich 4 gemachten Plan berümt, oder vielmehr lächerlich gemacht hatte. Dieser Man, welcher im April 1743. im 86sten Jahre seines Alters starb, hatte sein friedfertiges Elixir bereits seit dem spanischen Erbfolgskriege an allen Höfen feil geboten; allein auch die Kränkung erleben müssen, daß man ihn nur auslachte. Kaum war der Antimachiavel zum Vorschein gekommen, so glaubte der alte ehrliche Abt in dem Verfasser desselben denjenigen Man zu sehen, der von dem Himmel bestimt worden, seinem Entwurf zu Folge Europa in fünfzehen gleichgrosse Staaten zu theilen, und zu Entscheidung aller Streitigkeiten einen algemeinen europäischen Gerichtshof niederzusetzen. Er wandte sich daher an denselben und er hätte ihm vielleicht die Ehre angethan, ihn zum Präsidenten auf seinem algemeinen europäischen Reichstage zu ernennen. Er that noch mehr; er

1740. gab Betrachtungen über den Antimachiavel heraus, worin mehr Schulgeschwätz als wahre Kentnis der Welt herrschet. Die Vorrede, die er diesen Betrachtungen vorsetzte, ist hinlänglich, meine Leser davon zu überzeugen.

„ Die Prüfung dieser Schrift, sagt der ehr„liche Abt, ist mir als sehr nützlich vorgekommen, „weil die Sache an und für sich selbst die wichtig„ste ist, die man zum Glücke der Staaten be„trachten könne, weil der Verfasser von so hohem „Stande, seine Meinungen so vernünftig, und „seine Aussprüche die weisesten und nützlichsten „sind, wodurch das Glück der Herrschenden sowohl „als der Unterthanen könne vermehret werden.

„ Ich habe dabey keinen andern Endzweck, als „blos dasjenige zu loben, was mir in dieser Schrift „lobenswürdig vorgekommen, die Gründe, worauf „des Verfassers Meinung ruhet, auseinander zu „wickeln, und bisweilen neue Gründe oder neue „Bewegursachen hinzu zu setzen, um sie dem Leser „desto angenehmer zu machen.

„ Es ist nicht zu bewundern, daß dem Ma„chiavel nichts angenehmer vorkam, als eine „Herrschaft zu erwerben und zu erhalten, da er nie„mals die Tugenden u. Gaben überdacht, wodurch „Numa zum Könige von Rom erhoben, und sein „Reich ganzer 43 Jahre im Frieden und Ruhe „erhalten wurde, ungeachtet er von ungerechten „Nachbarn umringet, und die Römer selbst zur „Ungerechtigkeit sehr geneigt waren.

„ Es ist nicht zu bewundern, sage ich, 1740.
„ daß dieser Welsche seinem Fürsten die
„ Betrügerey, Bosheit und Grausamkeit anrathe,
„ ja, daß er bisweilen grausame Ungerechtigkei-
„ ten ausüben solle, wenn er ungerechte Unterthanen zu beherrschen hat.

„ Es ist zu bewundern, daß eine solche eingeschränkte Seele geglaubet, ein Reich zu erhalten, würde nothwendig die Ungerechtigkeit und Grausamkeit erfordert.

„ Dieses aber ist zu bewundern, daß der Verfasser, welcher des Titus Livius römische Geschichte ausgeleget, den Anfang mit der Vergleichung von des Rumulus und Numá Glücke, bey einerley Unterthanen nicht gemacht, und dabey die beständige Unruhe des ungerechten und wilden Romulus, mit der beständigen Ruhe des sanftmüthigen Numá nicht betrachtet.

„ Es mus der Machiavel seine Auslegung über den Titus Livius zu der Zeit angefangen haben, da er sich die Staatsklugheit und die Art zum Glücke zu gelangen, in einer solchen Ordnung vorgestellet, die auf heimliche und verstelte Ungerechtigkeiten sowohl, als auf die listigste Heuchelen, die den Schein der Tugend angenommen, gegründet; so wäre es denn nicht zu bewundern, daß er die Wege, die Auffürung und das unruhige und lasterhafte Leben eines Tirannen, der weisen, gerechten und geruhigen Auffürung des Numá vorgezogen.

1740. „ Dieses ist gewis genug, daß, wenn
„ Romulus am Ende seiner Regierung,
„ wie Numa, der Gerechtigkeit sich beflissen hätte,
„ wenn er nicht auf eine unrechtmäßige Art, die
„ Freiheit und Gewalt des Raths, seine Macht
„ zu erhöhen, hätte unterdrücken, wenn er nie-
„ mals gegen den Rath gethan, was er doch nicht
„ gewolt, daß der Rath ihm thun solte, nemlich
„ seine Gewalt verkleinern, wenn er allezeit gegen
„ den Rath die Gerechtigkeit ausgeübet, und nie-
„ mals darnach getrachtet, wie er etliche Glieder
„ von dieser ansehnlichen Versamlung aus dem
„ Wege räumen möchte, so würde es auch dem
„ Rathe niemals in den Kopf gekommen seyn,
„ ihm das geringste Uebel zu thun. Es pflegen
„ aber ungedultige und wilde Köpfe insgemein sich
„ mit Unrecht zu behelfen, ohne daß sie die ver-
„ drieslichen Folgen davon einsehen.

„ **Machiavel** hat allezeit die glücklichen Fol-
„ gen der Ungerechtigkeit betrachtet, ohne auf die
„ verdrieslichen sowohl in diesem, als in dem
„ künftigen Leben, acht zu haben. Wie solten
„ sie aber dem nicht allerhand Verdrus auf den
„ Hals laden, der sich nothwendig eine Menge
„ Feinde zuziehet, die selbst meistentheils der Un-
„ gerechtigkeit ergeben sind?

„ Es scheint überhaupt, daß **Machiavel**
„ von denen allein Werk gemacht, die viel mehr
„ Lärmen in der Welt machen, als ihres gleichen,
„ es sey durch ihre Macht, durch ihren grossen
„ Verstand, oder durch ihre Gaben. Er be-
„ dachte nicht, daß man notwendig wissen müsse,

„ ob

„ ob sie durch ihre Ungerechtigkeit wirk- 1740.
„ lich ihr Glück vermehreten. Denn die
„ Ueberwinder können sowohl, als andere Men-
„ schen nichts anders suchen, als ihr Glück zu ver-
„ mehren.

„ Sie haben sich einen grossen Nahmen ge-
„ macht; aber wie sehr ist der Nahme eines Ale-
„ xanders nicht von dem wahren Ruhme des
„ Marcus Aurelius, und anderer gütiger und
„ gerechter Kaiser zu unterscheiden! Was ist nicht
„ für ein Unterschied zwischen einem wahren und
„ erwünschten, und zwischen einem verhaßten und
„ verfluchten Nahmen! Was für ein Unterschied
„ in Absicht auf das gegenwärtige und das zu-
„ künftige Leben!

„ Denn ein vernünftiger Mensch denket alle-
„ zeit an das Glück, welches dem wird zu Theil
„ werden, der einen gerechten und almächtigen
„ GOtt erkennet, und mit Fleis darnach trachtet,
„ daß er das Gute thue, GOtt gefällig zu seyn.

„ Ich werde allezeit des Verfassers Wor-
„ te mit andern Buchstaben anfüren, und sie wer-
„ den als der Text meiner Betrachtungen anzuse-
„ hen seyn; sie sind eigentlich eine Auslegung über
„ etliche Gedanken dieses Königes, welche mir am
„ merkwürdigsten, besonders bey einem herrschen-
„ den, vorgekommen. Denn herrschende Per-
„ sonen pflegen nicht eine so gute Erziehung zu ha-
„ ben als andere, weil es ihnen an Widerspruche
„ fehlet, und weil sie mit Schmeicheleien über-
„ häuft werden.

„ Ich werde seine Gedanken oft loben, und
„ es wird schwer halten, daß das Lob nicht zu

„ dem

1740. „ dem Verfasser dringe. Ich habe mir „ zwor vorgenommen, Warheit und Tu„ gend zu ehren, es mögen aber weise und tugend„ hafte Menschen immer mit geehret werden.

§. 51.

Des Königes Händel mit dem Bischof von Lüttich wegen Herstal.

Man kan aus dieser kleinen Probe schon sehen, was man sich von den Anmerkungen des ehrlichen Abts zu versprechen hat. Es ist ein Dorfschulmeister, der Anmerkungen über einen Plato, oder über einen Leibnitz schreibt, und man kan zuversichtlich behaupten, daß in der Schrift nichts Gutes ist, als die Stellen des Verfassers, über den er Anmerkungen schreibt, die man von den Gedanken des Geistlichen gewis allemal unterschieden haben würde, wenn er gleich nicht die Vorsicht gebraucht hätte, sie mit andern Buchstaben drucken zu lassen. Nachdem er bey Gelegenheit des zehnten Kapitels den alten Sauerteig, der seine Seele schon seit mehr als dreißig Jahren durchsäuert hatte, ich meine seinen Entwurf eines algemeinen europäischen Landtages aufs neue ausgekramet, bekennet er am Ende seiner Anmerkungen, „ daß er den König von Preussen für den würdig„ sten und geschicktesten Prinzen angesehen habe, „ das wundervolle Vorhaben von einem ewigen „ Frieden, wornach König Heinrich 4 von Frank„ reich gestrebet, auszufüren.„ Ohne zu untersuchen, ob Heinrich 4, dieser so kluge und scharfsichtige Monarch, wirklich einen so ausschweifenden

den Entwurf gemacht, als man ihm gemei- 1740.
niglich beimisset, wil ich nur anmerken, daß der gute Abt von St. Pierre und alle, die so eingeschränkt dachten, wie er, überaus bestürzt wurden, da sie sahen, daß derjenige Fürst, den sie gern zu einem Friedensstifter von ganz Europa gemacht hätten, gleich nach dem Antrit seiner Regierung anfieng zuförderst die eigenen Gerechtsamen seines Hauses gültig zu machen, welche die Umstände der Zeit seinen Vorgängern auszufüren bisher nicht erlaubt hatten. Friedrich 2 trat die Regierung unter vortheilhaftern Umständen an, und seine Streitigkeit mit dem Fürsten Bischof von Lüttrich wegen der Landeshoheit über die Herrschaft Herstal zeichnet der Welt die ersten Schritte des Helden in einer so gefärlichen Laufban, und lies sie sehen, daß Friedrich nicht entschlossen sey, sich aus einer unzeitigen Liebe zum Frieden seiner Gerechtsamen berauben zu lassen. Der Bischof konte nicht lange widerstehen, sondern sahe sich endlich genötiget, die streitige Herrschaft Herstal für eine ansehnliche Summe Geldes an sich zu kaufen. Da die Kriegsbegebenheit und Staatshändel kein Gegenstand dieser Geschichte sind; so werde ich ihrer künftig jedesmal auch nur mit ein paar Worten gedenken. Hier wil ich nur noch bemerken, daß man in verschiedenen bey dieser Gelegenheit herausgekommenen öffentlichen Schriften, diejenige berümte Feder nicht verkennen wird, welche uns sowohl vor als nach diesem Zeitpunkt so viele Meisterstücke in Prose und Poesie geliefert hat. Der Antrit der Regierung Friedrichs 2 ist überhaupt ein Zeitpunkt, der den Staatsschriften Teutschlands vortheilhaft geworden ist. Der gute Geschmack fieng

1740. von dieser Zeit an alle preußische Schriften dieser Art zu beherrschen; einige benachbarte Höfe lernten sich schämen, daß die ihrigen eine Freistätte der Barbarey seyn solten, und obgleich noch manche Kanzleien von derselben beherrschet werden; so ist doch zu hoffen, daß diese Herrschaft nicht ewig seyn werde.

§. 52.

Einfal in Schlesien.

1741. Die Standhaftigkeit, mit welcher König Friedrich seine Ansprüche wider den Bischof ausfürete, war nur ein Vorspiel von demjenigen, was die Welt in wichtigern Fällen von ihm zu erwarten haben würde. Der Tod Carl 6 eröfnete ihm eine neue und weit glänzendere Laufban. Er hatte von seinem Herrn Vater einen reichlich angefülten Schatz und ein zahlreiches und wohlgeübtes Kriegsheer, aber auch verschiedene Ansprüche geerbet, die Friedrich Wilhelm, entweder aus überwiegender Liebe zu seinen Soldaten, oder aus grosser Neigung zum Frieden, oder auch weil die Verbindung der Zeitumstände noch nicht vortheilhaft genug war, gültig zu machen, unterlassen hatte. Kleine Staaten müssen erst eine rechte Gestalt bekommen, ehe man eine Vergrösserung derselben mit Nutzen erwarten kan. Der Erfolg hat gewiesen, daß Friedrich Wilhelm auf das Beste eingesehen, durch was für Wege er seine Nachkommen zur Macht und Grösse füren müsse. Das Haus Brandenburg hatte bereits seit langer Zeit auf gewisse Fürstentümer in Schlesien Ansprüche ge-

gemacht, welche etwas mehr sagen wol- 1741.
ten, als die Souverainität über die kleine Herrschaft Herstal. Kaum hatte unser Weltweise den Tod des Kaisers vernommen, als er die bequemste Zeit vor sich sahe, diese Ansprüche gültig zu machen. Er verbindet die Güte mit dem Ernst, die Unterhandlungen mit den kriegerischen Unternehmungen, und indem man zu **Wien** von dem Nahmen des Hauses **Oesterreich** noch alzugrosse Begriffe hat, als daß man glauben kan, ein so junger Monarch werde die Kühnheit haben, sich an dasselbe zu vergreifen, stehet **Friedrich** mit einem zahlreichen Kriegsheer bereits mitten in Schlesien, welches von Truppen entblöst ist und sich mit nichts als seiner Ohnmacht vertheidigen kan. **Friedrich** fähret dem ohnerachtet fort, in **Wien** zu unterhandeln, er bietet Geld und Truppen an, er bittet, er flehet; aber alles umsonst. Man nahm es zu **Wien** übel, daß **Friedrich** dem Hause Oesterreich seine Macht und seine Schätze anbot, die man, so sehr man auch in den gegenwärtigen Umständen beider bedürftig war, von einem so kleinen Fürsten, für den man unsern königlichen Weltweisen ansahe, nicht anders als einen Hofedienst und eine Schuldigkeit annehmen wolte, wofür man ihm nicht einmal einigen Dank, geschweige einige Abtretung schuldig zu seyn glaubte. Die Minister des Hauses **Oesterreich** konten sich den hohen Ton nicht so geschwinde abgewönen, aus welchem sie unter der Regierung Kaiser Carls 6 zu sprechen gewont waren. Sie glaubten ihrer Sache so gewis zu seyn, daß sie sich auch nicht entbrechen konten, in ihren Antworten auf die preußischen Anerbietungen einige satyrische Züge mit einfliessen zu lassen.

§. 53.

1741. §. 53.

Treffen bey Molwitz.

König Friedrich setzte seine Eroberungen in Schlesien mutig fort; er bemächtigte sich der Festung Grosglogau und sahe ehe keinen Feind vor sich als im April, da ihm der Feldmarschal von Neuperg mit einem zahlreichen Kriegesheer entgegen gieng, welches theils aus alten Kriegern bestand, so noch die Wunden aufzuweisen hatten, so sie unter der Anfürung des Eugen von den Türken empfangen, theils aber auch durch zahlreiche irregulaire Völker verstärkt war, die die Begierde nach Beute aus den entlegensten Gegenden Ungarns herbeigelocket hatte. Es erfolgte nunmehr das berümte Treffen bey Molwitz, welches der preußischen Reuterey so verderblich war, welche aller Orten vor der österreichischen fliehen muste. Vergebens rief ihr der König zu: Meine Brüder! Die Ehre der brandenburgischen Truppen! Eures Königes Leben! Alles flohe vor dem General Römer. Der Sieg würde sich unstreitig für Oesterreich erkläret haben, wenn dessen Fusvolk den Fustapfen seiner Reuterey gefolget wäre. Allein Göldy lies den glücklichen Augenblick entwischen, den sich Friedrich desto besser zu Nutz zu machen wuste. Er ersetzte durch sein Fusvolk dasjenige, was seine Reuterey verdorben hatte, und erfochte endlich einen volkomnen Sieg. Die Oesterreicher machten einige Gefangene, und unter ihnen befand sich durch einen sonderbaren Zufal auch der Herr von Maupertuis. Er hatte den König nach Schlesien begleitet, ihm diejenigen Augenblicke zu versüssen,

die

die ihm von den Geräuschen des Krieges 1741.
übrig blieben, und wolte jetzt diesem Treffen aus Neugier zusehen; aber er fiel den Husaren in die Hände, die ihn aller seiner Kleider beraubten, ihm einen elenden Husarenpelz anlegten, und ihn in solchem Zustande zu dem Grafen von Neuperg füreten, der ihn nach Wien schickte, wo er mit 200 Gulden beschenkt und nicht lange hernach gegen den Cardinal von Sinzendorf ausgewechselt wurde, den König Friedrich verschiedener Ursachen wegen hatte in Verhaft nehmen lassen. Meine Leser mögen es untersuchen, welcher von diesen beiden Herren von dieser Auswechselung die meiste Ehre gehabt, der Mathematiker oder Se. Eminenz. König Friedrich unterlies einige Jahre hernach nicht, das Andenken seiner in dieser Schlacht gebliebenen Helden selbst zu verewigen. Er besang ihren Ruhm folgender Gestalt q):

Illustres fils d'*Albert*, l'ennemi de son foudre
Tous les deux, juste Ciel! vous a réduits en poudre;
Mais si vous perissés, c'est sur le champ d'honneur,
Très dignes rejettons de ce grand Electeur,
Qui jadis comme vous risqua cent fois sa vie,
Pour défendre l'Etat, pour sauver la patrie,
Cher *Fink*, ah *Schoulenbourg*! que je plains vôtre sort!
Toi, brave *Fitzerald*, spectateur de ta mort,
Etait-ce donc à moi de fermer ta paupiere?
Que ne promettait pas ton illustre carriere,

Si

q) Epitre IX. A *Stil.* in den Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci.* T. I.

1741. Si le Dieu des combats, de tes exploits jaloux,
N'eût trompé notre espoir en t'arrachant à nous?
Tous ces vaillans guerriers au trépas se dévouent,
Les *Anglais* sont surpris & les *Hongrois* les louent;
Dans ce fameux combat, si long-tems dispute,
L'amour de la patrie & l'intrépidité
Les firent triompher, à force de constance
Des vieilles légions, fieres de leur vaillance,
Qu' *Eugene* avait sû rendre invincibles sous lui,
Et l'*Autriche* contr' eux en vain cherche un appui.

„Erhabene Söhne Alberts, euch beide hat, „gerechter Himmel! der Donner des Feindes in „in Staub verwandelt. Aber, wenn ihr starbet, „so starbet ihr auf dem Felde der Ehre. Ihr „würdigen Abkömlinge des grossen Churfürsten, „der ehedem auch wie ihr sein Leben hundertmal „wagte, den Staat zu vertheidigen und das Vaterland zu retten. Geliebter Fink, und o, Schu„lenburg! wie sehr beklage ich euer Schicksal! „Und du, tapferer Fitzerald, muste ich denn ein „Zuschauer deines Todes seyn? Muste ich dir „denn dein sterbendes Auge zudrücken? Was „versprach nicht noch deine erhabene Laufban, „wenn nicht der auf deine Thaten eifersüchtige „Gott der Schlachten dich uns entrissen und un„sere Hofnung betrogen hätte! Alle diese hel„denmütige Krieger haben sich dem Tode aufge„opfert. Der Britte erstaunet und der Ungar „preiset sie. In dieser berümten so lange streitig

„gemach-

„ gemachten Schlacht, triumphirten sie zu- 1741.
„ letzt durch die Liebe zum Vaterlande,
„ durch Unerschrockenheit und Standhaftigkeit
„ über die alten auf ihre Tapferkeit stolzen Legio-
„ nen, die Eugen unter sich unüberwindlich ge-
„ macht hatte, und vergebens suchte Oesterreich
„ wider sie Schutz.„

§. 54.

Des Herrn von Voltaire Gedicht an den König.

So sehr auch dieser Krieg die Seele Friedrichs beschäftigen muste, weil er sein eigener Minister und sein eigener Feldherr war, so vergas er doch in demselben die Musen nicht. Ausser dem Herrn von Maupertuis begleitete ihn auch der Herr du Han, sein ehemaliger Lehrer, und war wie jener ein Zeuge von der Liebe unsers Weltweisen zu den Wissenschaften, welche von den Geräuschen des Krieges nicht betäubet werden konte. König Friedrich machte sogar Verse, nicht nur nach dem jeztgedachten blutigen Treffen, sondern auch nach der bald hernach erfolgten Eroberung der Festung Neiß. Diese Gedichte sind zwar nicht bekant geworden; aber es erhellet aus einem Schreiben des Herrn von Voltaire vom 21sten December, welches ich im folgenden anfüren werde, daß sie wirklich gemacht sind. Wenig Tage nach dem Treffen bey Molwitz besang der Herr von Voltaire seinen Held in einem poetischen Sendschreiben r), welches so lautet:

r) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. III. Oeuvres de Mr. de *Voltaire*, T. III.

1741. Eh bien, mauvais plaiſans, critiques obſtinés,
Prétendus beaux-eſprits a médire acharnés,
Qui parlant ſans ſavoir, fiers avec ignorance,
Mettez légérement les Rois dans la balance,
Que d'un ton déciſif, auſſi hardi que faux,
Aſſurez, qu'un ſavant ne peut être un héros;
Ennemis de la Gloire & de la Poëſie,
Grands critiques des Rois, allez en *Sileſie*,
Voïez cent battaillons près de *Neis* écraſés;
C'eſt là qu'eſt mon héros. Vénez ſi vous l'oſez;
C'eſt lui même, c'eſt lui, dont l'ame univerſelle,
Courut de tous les arts la carriere immortelle;
Lui qui de la nature a vu les profondeurs,
Des charlatans devots confondit les erreurs;
Lui qui dans un repas, ſans ſoins & ſans affaire
Paſſait les ignorans dans l'art heureux de plaire;
Qui ſait tout, qui fait tout, qui s'élance à grands pas
Du *Parnaſſe* à l'*Olympe*, & deux jeux aux combats.
Je ſai que *Charles-douze*, & *Guſtave* & *Turenne*,
N'ont point bu dans les eaux qu'épanche l'*Hypocrène*
Mais enfin ces guerriers, illuſtres ignorans,
En étant moins polis, n'en étaient pas plus grands.
Mon Prince eſt au deſſus de leur gloire vulgaire,
Quand il n'eſt point *Achille*, il ſait être un *Homère*;

Tour-

Tour-à-tour la terreur de l'*Autriche* et des ſots, 1741.
Fertile en grands projets auſſi bien qu'en bon mots;
Et riant à la fois de *Geneve* et de *Rome*,
Il parle, agit, combat, écrit, regne en grand-homme.
O Vous, qui prodiguez l'eſprit et les vertus!
Repoſez-Vous, mon Prince, et ne m'effraïez plus;
Et quoique Vous ſachiés tout penſer et tout faire,
Songez que les boulets ne Vous reſpectent guére,
Et qu'un plomb dans un tube entaſſé par les ſots,
Peut caſſer d'un ſeul coup la tête d'un héros;
Lorsque multiplient ſon poids par ſa vîteſſe,
Il fend l'air qui réſiſte et pouſſe autant qu'il preſſe.
Alors privé de vie et chargé d'un grand nom,
Sur un lis de parade étendu tout au long,
Vous iriés triſtement revoir Votre patrie.
O ciel! que ferait-on dans Votre Académie?
Vn dur Anatomiſte, éleve d'*Atropos*,
Viendrait ſcapel en main diſſequer mon héros,
Là voilà, dirait-il, cette cervelle unique,
Si belle, ſi féconde, et ſi philoſophique.
Il montrerait aux yeux les fibres de ce coeur,
Généreux, bien-faiſant, juſte, plein de grandeur.
Il couperait -- mais non, ces horribles images,
Ne doivent point ſouiller les lignes de nos pages.

1741. Conservez, o mes Dieux, l' aimable *Frédéric*,
Pour son bonheur, pour moi, pour le bien du public.
Vivez, Prince, et passez dans la paix, dans la guerre,
Sur tout dans les plaisirs tous les *Jcs* de la terre,
Téodoric, *Vlric*, *Jenseric*, *Alaric*,
Dont aucun, ne Vous vaut, selon mon prognostic,
Mais lorsque Vous aurés de Victoire en Victoire,
Arondi Vos états ainsi que Votre gloire,
Daignez Vous souvenir, que ma tremblante voix,
En chantant Vos vertus, présagea Vos exploits.
Songez bien qu'en dépit de la grandeur suprême,
Votre main mille fois m'écrivait: Je Vous aime!
Adieu, grand Politique, et rapide Vainqueur,
Trente états subjuguez ne valent point un coeur.

D. i. „ Wohlan, unglückliche Witzlinge, hartnäckige Tadler, sogenante schöne Geister, die ihr nur unaufhörlich verläumdet, redet ohne zu denken, bey eurer Unwissenheit stolz seyd, und Könige auf eine leichtsinnige Art in die Waage leget; die ihr mit einem kühnen entscheidenden, aber falschen Ton versichert, daß ein Gelehrter kein Held seyn kan; ihre Feinde des Ruhms und der Dichtkunst, grosse Tadler der Könige, gehet nach Schlesien. Sehet hundert bey Neiß „ geschla-

„ geschlagene Bataillonen; hier ist mein 1741.
„ Held. Komt, wenn ihr es waget. Er ist
„ es selbst, er ist es, dessen algemeiner Geist die
„ unsterbliche Laufban aller Künste durcheilte; er,
„ der die Tiefen der Natur sahe, und die Irtümer
„ andächtiger Marktschreier beschämete; er, der
„ bey der Tafel, ohne Mühe, ohne Sorge die
„ Unwissenden in der glücklichen Kunst zu gefallen
„ überwand; der alles weis, der alles thut, der
„ sich mit weiten Schritten, von dem Parnas auf
„ den Olymp und von den Scherzen auf das
„ Schlachtfeld schwinget. Ich weis, der zwölf-
„ te Carl und Gustav und Turenne haben nicht
„ von den Wassern getrunken, die die Hypokre-
„ ne hervorbringt; aber diese Helden, diese be-
„ rümten Unwissenden, waren weniger gesittet, aber
„ dadurch doch nicht grösser. Mein Prinz ist über
„ ihren gemeinen Ruhm erhaben, wenn er nicht
„ Achil ist, kan er Homer seyn. Wechselsweise
„ ist er das Schrecken sowohl Oesterreichs, als
„ der Narren; fruchtbar sowohl an grossen Ent-
„ würfen, als klugen Scherzen, lacht er zu glei-
„ cher Zeit über Genev und Rom; er redet, han-
„ delt, schlägt, schreibt und regieret als ein grosser
„ Geist. O du, der du Geist und Tugenden ver-
„ schwendest, genies der Ruhe, mein Prinz, und
„ mache mir nicht noch mehr Furcht, und ob du
„ gleich alles zu denken und zu thun vermagst, so
„ glaube doch, daß die Geschütze keine Ehrfurcht
„ für dich haben, und daß ein tödtendes Bley, von
„ Narrenhänden in eherne Rören verborgen, auf
„ einem einigen Streich das Haupt eines Helden
„ zerschmettern kan, wenn durch die Geschwin-
„ digkeit seine Last wächset und es die widerste-

1741. „ hende Luft durchschneidet. Denn wirst „ du des Lebens beraubt, mit einem grossen Namen beladen, und auf einem Prachtbette der Länge nach ausgestreckt, traurig wieder in dein Vaterland gehen. O Himmel, was „ würde man alsdann in deiner Academie machen? Ein grausamer Anatomist, von den Händen der Atropos erzogen, würde mit dem Messer in der Hand, meinen Held zerlegen. Hier, „ würde er sagen, ist das seltene, das schöne, das „ fruchtbare und so philosophische Gehirn. Er „ würde den Augen die Fibern dieses grosmütigen, „ gütigen, gerechten und edlen Herzens zeigen. „ Er würde schneiden — — aber nein! diese grausamen Bilder sollen die Zeilen unsrer Blätter „ nicht beflecken. Erhaltet, ihr Götter! den liebenswürdigen Friedrich zu seinem eignen Glück, „ für mich, und für das Beste der Welt. Lebe „ Prinz und übertrif im Frieden, im Kriege, vornemlich aber im Vergnügen alle Ichs, der Erde, den Theodorich, Ulrich, Genserich, „ Alarich, deren keiner, nach meiner Prophezeiung, dir gleich komt. Aber wenn du von einem Siege zum andern deine Länder, so wie deinen Ruhm wirst zugeründet und volkommen gemacht haben, o so erinre dich, daß meine zitternde Stimme, da sie deine Tugenden besang, „ deine künftigen Thaten weissagete. Erinre dich, „ daß Troß der unumschränkten Grösse, deine „ Hand mir tausendmal schrieb, ich liebe dich. Lebe wohl, grosser Staatsman, schneller Sieger; „ dreißig überwundene Staaten sind, nicht so viel „ werth, als ein Herz. „

§. 55.

§. 55. 1741.

Politisches Räthsel des Abts von St. Pierre.

Der schlesische Krieg und die von dem Könige Friedrich in demselben bewiesene Standhaftigkeit that derjenigen Erwartung kein Gnüge, die verschiedene Stubengelehrte von dem Verfasser des Antimachiavel geschöpft hatten. Diese Herren fanden sich beleidiget, daß ihre Prophezeiungen von dem goldenen Weltalter nicht eintreffen wolten. Niemand war darüber mehr aufgebracht, als der Abt von St. Pierre in dessen Kopf der schlesische Feldzug mit der so hochgerümten Gerechtigkeit des Königes sich unmöglich zusammen reimen lies. Es schien ihm solches ein offenbarer Widerspruch zu seyn, und bewegte ihn, sein sogenantes politisches Räthsel s) der Welt vor Augen zu legen. Da es zum Glück nur kurz ist, so wil ich es ganz hier hersetzen. Es ist nebst dem friedfertigen Plan dieses Mannes ein sehr thätiger Beweis, wie unglücklich die Bemühungen derjenigen Gelehrten sind, welche sich, ohne hinlängliche Kentnis der Welt, aus ihren angeerbten Lehnstülen zu Schiedsrichtern der Grossen aufwerfen, und die Kabinette nach den Grundsätzen der Schule reformiren wollen. Hier ist es:

„ Wenn wir auf der einen Seite die Lobsprü-
„ che betrachten, die wir von der Gerechtigkeit
„ des Königs von Preussen gehöret haben; oder

s) Etat polit. de l'Eur. Th. 6. S. 385.

1741. „ die verbindlichen Briefe, die er an die Kö-
„ nigin von Ungarn geschrieben, in Erwä-
„ gung ziehen; oder seine Schriften, die mit trefli-
„ chen Gedanken angefüllet sind, und insonderheit
„ das kostbare Werk ansehen, welches ihn zum
„ Verfasser haben sol; (ich meine das Buch,
„ welches die von dem Machiavel vertheidigte
„ bösen Handlungen und Betrügereien bestreitet;)
„ so finden wir uns verbunden, ein gutes Vorurtheil
„ von der Gerechtigkeit dieses Monarchen zu haben.

„ Bedenket man auf der andern Seite das
„ Unternehmen des gedachten Königs, daß er nem-
„ lich mit gewafneter Hand in die Staaten der
„ Königin von Ungarn eingedrungen ist, um die-
„ selben unter seiner Bothmäßigkeit, wider Wil-
„ len der zu Kriegsgefangenen gemachten Besa-
„ tzungen, zu bringen; da er doch an statt der Ge-
„ waltthätigkeiten, seine Absicht durch Vermitlun-
„ gen, ja gar durch die Richter, die sich auf dem
„ Reichstage befinden, hätte ausmachen können;
„ (weil er sowohl als die Königin von Ungarn,
„ Glieder des römischen Reichs sind,) so kan die
„ Welt nicht anders, als in der so hochgepriese-
„ nen Gerechtigkeit Sr. preußischen Majestät ei-
„ nen Widerspruch bemerken. Und eben dieser
„ ist es, der ein politisches Räthsel verursachet.
„ Allein, dieses ist einem Weisen so schwer nicht
„ aufzulösen; denn als ein Philosoph weis man,
„ daß die gerechten Leute, nicht nur in verschiede-
„ nen Graden von einander unterschieden sind, son-
„ dern, daß sie sich auch nicht selten in Irtümer
„ verstricken lassen, die ihre Thaten beflecken; zu-
„ mal in solchen Fällen, da es zweifelhaft schei-
„ net, ob etwas recht oder unrecht sey?

„ Und

„ Und wer siehet nicht ein, daß der 1741.
„ Mangel der Erkentnis, auch diejenigen
„ in Ungerechtigkeit stürzet, die keinesweges darin-
„ nen verwickelt zu werden gesonnen sind. Nun
„ aber liegt ferner am Tage, daß der Gerechte,
„ der aus Unvolkommenheit seiner Vorstellungen
„ eine Ungerechtigkeit begehet, doch seinem Zwe-
„ cke nach gerecht bleibet: Folglich, so ist das
„ Räthsel leicht aufgelöset, das der König von
„ Preussen veranlasset.

„ Man findet bey diesem Herrn nur einen
„ scheinbaren Widerspruch; denn so gerecht seine
„ Absicht ist, so unrecht ist seine Meinung. Ge-
„ setzt, dieser Fürst hält den Satz für wahr, daß ein
„ König befugt sey, sich dasjenige mit Gewalt zu
„ nehmen, was er für das Seinige hält; oder, daß
„ ein Monarch seinen eignen Richter abgeben kön-
„ ne. Gesetzt, er hat vor langer Zeit solchen Ir-
„ tum für eine Warheit gehalten; wie kan man
„ sich denn darüber verwundern, wenn er bey sei-
„ ner grossen Macht anfängt, in Schlesien dasje-
„ nige wegzunehmen, was er für das Seinige hält?
„ Indessen, so ist doch nicht zu läugnen, daß er der
„ Königin von Ungarn auf eine üble Art begegnet,
„ weil diese Monarchin auf ihrer Seite glaubt, er
„ habe sie, als der rechtmäßigen Beherrscherin je-
„ ner Staaten, auf eine blosse gewaltsame Weise
„ aus dem Besitze des Ihrigen gebracht. Ein sol-
„ cher Friedensbruch ist allerdings in einem Irtum
„ gegründet, und bestehet nicht allein in einer Un-
„ gerechtigkeit; sondern es hat auch ein jeder un-
„ partheyischer Mensch die That des Königs von
„ Preussen für ungerecht angesehen. Kurz, es
„ liegt am Tage, daß dieser Herr, in Betrach-

„ tung

1741. „ tung seiner löblichen Absichten, gerecht sey;
„ allein es erkennet auch ein jedweder, daß
„ er noch viel gerechter werden kan, wenn er nemlich zu einer scharfsinnigern Beurtheilung des
„ Rechts und Unrechts gelangen solte. Und dieses ist zureichend unser Räthsel zu erklären.

„ Aber es möchte jemand fragen, was dieser
„ Fürst thun müste, wenn er den Ruhm eines volkommen gerechten Herrns wieder erwerben wil?
„ Hierauf antworte ich: Er sol der Königin von
„ Ungarn anbieten, sich in diesem Stücke gewisse
„ Schiedsleute, die Sache abzuthun, zu erwählen;
„ wie denn hierzu die Engelländer und Holländer gar füglich genommen werden könten, ob
„ sich gleich beide Völker verbunden haben, die
„ pragmatische Sanction zu beschützen.

„ Dieser Vorschlag ist um so viel gegründeter, weil man unter der Hand vernimt, daß er
„ bereits anfängt in Erfüllung gesetzt zu werden.
„ Die gedachten Schiedsmänner werden ihm, aller Vermuthung nach, zuförderst auflegen, seine
„ Trouppen aus Schlesien heraus zu ziehen, um
„ das Uebel eines wirklichen Krieges vorerst abzuwenden. Die Billigkeit selbst verlangt solche
„ Maaßregel, indem sie allen Schiedsrichtern den
„ Grundsatz auszuüben, vorschreibt. Spoliatus ante omnia restituendus est. Es ist auch nichts
„ vernünftiger, als wenn man eine Sache in denjenigen Stand setzet, in welchem sie war, ehe man
„ auf eine gewaltsame Art damit umgieng.

„ Ein

„Ein Mensch von mittelmäßigen Gemüts- 1741.
„ kräften findet zuweilen, daß es ihm mehr
„ Ehre bringet, wenn er in seinem Irtum in Sachen,
„ die die Gerechtigkeit angehen, bleibet; als wenn er
„ denselben aufrichtig und öffentlich für einen Irtum
„ ausgiebt, den er endlich durch weiteres Nach-
„ sinnen entdecket hat.

„ Die Ursache hievon ist, daß ein solcher
„ Mensch nicht immer bey solchen Umständen Vor-
„ theil zu schöpfen, und seine wahre Ehre zu beför-
„ dern vermag; dahingegen eine erhabene Seele
„ das Kunststück besitzet, gar wichtigen Nutzen aus
„ einem Feler, der wider die Klugheit begangen
„ ist, zu ziehen, in sofern er durch die Gerechtigkeit
„ gut gemacht worden.

„ Damit ich aber jenem Fürsten erweislich
„ mache, daß sich ein Monarch irret, der in der
„ Meinung stehet, er sey befugt, seinen eigenen
„ Richter abzugeben, so will ich ihm nur folgende
„ Frage vorlegen: Gesetzt, euer Nachbar ist drei-
„ mal stärker als ihr, wolt ihr es denn wohl für
„ gerecht halten, wenn sich derselbe nach seinem
„ Wahn auffüret, und seine Ansprüche oder For-
„ derungen gegen euch darnach sofort ins Werk zu
„ richten sucht, oder aber gar einen Theil der Länder
„ wegnimt, die ihr jetzo wirklich besitzet? Wolt ihr
„ antworten, der gedachte mächtige Nachbar sey
„ ungerecht, weil er euch keine Gerechtigkeit wider-
„ fahren läst, oder dasjenige thut, was euch in seinen
„ Handlungen gegen euch nicht gefält; so wird euer
„ obiger Begrif von der Gerechtigkeit in dem gegen-
„ wärtigen Falle widerleget und aufgehoben.

„ Ich

1741. „ Ich mus also behaupten, daß es nach „ dem Begriffe, den man mir von dem Kö„ nig in Preussen beigebracht hat, und den er „ auch in seinem Buche selbst von sich äusert, nicht „ wahrscheinlich sey, daß er von den Leuten, die seine „ Auffürung gegen die Königin von Ungarn in „ Schlesien betrachten, verlange, ihn als einen „ ungerechten Prinzen anzusehen. Ja, ich bin ver„ sichert, er würde die gemeldete Königin als unge„ recht verdammen, wenn sie dreimal stärker als er „ wäre, und seine Länder deswegen überfiele, weil „ sie daran gerechte Ansprüche zu haben glaubte.

„ Ich begreife folglich wohl, daß der König „ falsche Vorstellungen von Recht und Unrecht he„ get; ich glaube aber auch, daß er im Grunde ge„ recht ist, und seinen Absichten nach, die Gerechtig„ keit befördert sehen wil. Er würde also volkom„ men gerecht seyn, wenn er ein wenig mehr Einsicht „ besässe; inzwischen so ist bey einem grossen Herrn „ dieses das vornehmste, wenn er sich richtige Zwecke „ vorsetzet, und im Stande ist, dieselben der War„ heit gemäs zu erreichen: Denn diese schreibet fol„ gendes Gesetz der Billigkeit vor:

„ Thue deinem Nachbar das nicht, was du nicht „ von ihm gethan haben wilst, wenn er viel „ mächtiger wäre als du.

„ Es fehlet dem Könige nichts, als daß er die „ leichte Regel von seinem Hofmeister nicht oft ge„ nug hat aussprechen hören:

„ Halte

„ Halte alles für Böse und Unrecht, was du
„ nicht wilst, das andere an dir thun sollen.

„ Auf diese Art wird es mir erlaubt seyn, allemal von dem König in Preussen gut zu urtheilen; ob es gleich gewis ist, daß des Numa seine Gerechkeit denselben übertrift; denn dieser König richtete einen Priesterorden auf, der die benachbarten Fürsten auf eine feierliche Art besuchte, und sich über den der römischen Republik zugefügten Schaden beklagte, damit sich die Beleidiger eine bestimte Zeit lang bedenken könten, ob sie die verlangte Genugthuung verschaffen, oder sich den Krieg ankündigen lassen wolten. Und auf diese leutselige Art regierte Numa vierzig Jahr lang, ohne einen einzigen Krieg zu füren. Allein es ist dabey zu erwägen, daß Numa älter als der König von Preussen war; ferner, daß die Einsicht der Menschen mit dem Alter zunimt, indem uns entweder der Widerspruch anderer, oder die Erfahrung, oder das langwierige Nachdenken, zu mehrer Stärke bringet.

„ Da ich nun von des Königs in Preussen Verstande, schon jetzo viel Gutes weis; so kan ich mir von seinen zukünftigen heldenmäßigen Fähigkeiten, die in der Annehmung der Warheit bestehen, viel Gutes versprechen.

„ Ich hoffe nemlich, daß er sich auch hierin grösser zeigen wird, als die grossen Geister gemeiniglich sind: Denn es ist ganz gewönlich, daß auch diese der Welt Proben von ihrer Hartnäckigkeit mittheilen. „

§. 56.

1741. §. 56.

Anti-Saint-Pierre; oder Widerlegung des politischen Räthsels.

Wie viele giebt es nicht noch heut zu Tage, die von der Gerechtigkeit und Menschenliebe eines Monarchen eben so verworrene Begriffe haben, als der alte Abt? — — Sein Geschwätz blieb indessen nicht unbeantwortet. Ein ungenanter Verfasser zeigte in seinem Anti-Saint-Pierre dem ehrlichen Geistlichen seine Blösse und vertheidigte den Monarchen, den jener auf eine so unverantwortliche Art mit seinem Schulstaube besudelt hatte. Weil der Verfasser dieser Schrift seinem Gegner und dessen Mitbrüdern Warheiten sagt, die nicht zu oft gesagt werden können, indem sie von einer gewissen Art von Gelehrten nur alzusehr und alzuoft aus den Augen gesetzet werden; so wil ich mir die Mühe nicht verdriessen lassen, auch diese kleine Schrift hier abzuschreiben, und sie meinen Lesern, zumal denenjenigen, die dem ehrlichen Abt von St. Pierre ein bisgen änlich sind, zur Ueberlegung bestens anempfelen. Sie lautet so:

Ein Studierstuben-Gelehrter ist gemeiniglich gar wenig im Stande, gewisse Handlungen recht zu beurtheilen, wenn gleich seine Lehrsätze noch so tiefsinnig, und seine Gedanken noch so erhaben sind. Nichtsweniger aber pflegen dergleichen Leute gehöriger massen einzusehen, als die Thaten der Fürsten; denn es fehlet ihnen mehrentheils an der Kentnis vieler tausend geheimen Umstände, die ausserhalb

dem

dem Cabinet eines Regenten niemals be- 1741.
kant werden; und dem ohngeachtet unterstehen sie sich, eine weitläuftige politische Verbindung zusammen zu setzen, und gleichsam Schlösser, oder Welten in der Luft zu bauen, die eben so feste werden, als die Welten der Philosophen. Es kostet einen solchem sehr wenig Mühe, wenn er mit dem Thone eines Orakels aus dem erhabendsten Theile seines Zimmers redet, und denen Beherrschern des Erdkreises Vorschriften austheilet. Allein, er nimt sehr viel auf seine Hörner, wenn er sich unterstehet, so wichtige Sachen und so zweifelhafte Geschäfte der Monarchen, vor seinen Richterstul zu ziehen; ja er setzet diejenige Verehrung aus der Acht, die ein jeder, er mag noch so alt, oder so weise seyn, wie er wil, den gekrönten Häuptern schuldig ist. Meines Theils bin ich versichert, daß der Abt von St. Pierre unter diesen Leuten eine Stelle einnimt, indem er sein politisches Räthsel gar leichtsinnig vorgetragen. Der vorgegebene Widerspruch, den er zwischen den Grundsätzen und der Auffürung des Königs von Preussen zu zeigen suchet, findet sich blos in seiner Einbildung, die, wie man weis, allemal sehr stark gewesen ist. Einige von ihren Geburten haben ihm Ehre gemacht; und man kan viele davon als Träume eines gutgesinten Menschen ansehen. Nachdem man ihm aber die Erlaubnis gegeben, seine völlige Freiheit in solchen Träumen zu äusern; so solte er sich doch billig in acht nehmen, damit er sie nicht gegen solche erhabene Personen misbrauchte, denen er nicht nur die äuserste Hochachtung schuldig bleibet; sondern die auch über seinen Horizont sind, und solchen Beurtheilungen nicht unterworfen werden können.

1741. Mein Durchlauchtigster Fürst brauchte keine Vertheidigung, und ich würde seine Sache mit meinem schwachen Arme nicht unterstützen, wenn der Gegentheil zu fürchten wäre. Doch, ich sage dieses, ohne, daß ich den Abt von St. Pierre verachte, oder ihn mit mir vergleiche. Ich weis, daß er sich fast seit fünfzig Jahren mit mathematischen Beweisthümern und solchen Dingen unterhält, die ihm eine geometrische Gewisheit verschaffen. Was ist es also Wunder, daß er in einen so langem Laufe müde wird, und zumal gegen das Ende desselben Fehltritte begehet. Es giebt ein gewisses Alter, in welchem die Schritte der Seele so unsicher sind, als der Gang des Leibes; und bis an sein Ende den Preis gewinnen wollen, das heist, sich der verkehrten Veränderung des alten Diogens unterwerfen. Es ist viel zu spät alsdenn seine Ohnmacht verspüren, wenn man bereits auf der Rennban ist, und ausrufen mus: „Ach GOtt! meine gewönliche „Stärke verläst mich jetzo, da ich sie nötig ha„be.„ Wiewohl, es ist weder der eine noch der andere befugt, über des Königs von Preussen sein Vornehmen einen Richter abzugeben; und ich wil deshalben in diesem Versuche einer Antwort, mehr auf das Verfahren des St. Pierre, als anf seine Vernunftschlüsse, meine Gedanken richten. Der Ausgang wird solche Urtheile satsam widerlegen; das heist, das ruhmwürdige Leben Sr. preußischen Majest. ist im Stande, zu seiner Zeit, alles das zu nichte zu machen, womit die Kühnheit und Bosheit seine trefliche Thaten zu verdunkeln sucht. Was aber das Unternehmen solcher Leute betrift, so stehet dasselbe nimmermehr zu entschuldigen; denn es ist kein Schriftsteller, er mag von einem Volke seyn,

von welchem er wil, seine Verwegenheit 1741.
gut zu machen vermögend, wenn er auf eine so ausschweifende Weise von einem Fürsten redet. Man kan sich irren, wenn man sein Nachdenken noch so sehr brauchet, indem ja die grösten Geister solcher Gefar zu fehlen, beständig unterworfen bleiben. Man kan aber die Verachtung derer, die richtigen Grundsätzen, und keiner blinden Leidenschaft folgen, ohnmöglich verhüten, wenn man dasjenige ausser Augen setzet, was man Königen schuldig ist. Diese Anmerkung trift den Abt St. Pierre so sehr eben nicht, (ob er sich gleich in seinem politischen Räthsel nicht wenig vergessen hat) als die ganze Menge erbarmenswürdiger Schriftsteller, die vors Geld das Papier seit geraumer Zeit besudelt haben, und noch jetzo die Wochenschriften mit so abgeschmacktem Zeuge anfüllen, daß sie den gerechten Lohn fürchten müssen, wenn der Fürst, den sie angreifen, nicht noch grosmütigere Gedanken hätte, als es sein hoher Stand mit sich bringet, indem er die Schmeicheley der Verachtung gleich hält.

Wenn aber gleich sein grosser Geist solche niederträchtige Anfälle weit übertrift, so kan doch ein treuer Unterthan nicht umhin, seinen Unwillen und vernünftigen Eifer für seinen würdigen Monarchen zu bezeugen. Ich habe auch bey dem Lesen solcher Bücher nicht wenige gefunden, welche der Jähzorn des Juvenals überfiel wenn er sagte:

Semper ego auditor tandum?
Nunquam ne reponam.

Um so vielmehr komt es mir fremde vor, daß auch solche Länder, welche die Wirkungen eines beleidigten Königs erfaren haben, eine solche Freiheit

1741. unterstützen. Doch, wir wollen wieder auf unsern guten Abt zu reden kommen, und eine Lanze mit ihm brechen.

Die Lobsprüche, die man dem Könige von Preussen aller Orten beileget, die erste Auffürung dieses Herrn gegen die Königin von Ungarn, und überhaupt die schönen Grundsätze, welche man in dem Buche, wovon man den König zum Urheber macht, antrift; alle diese Umstände haben bey dem Abt ein gutes Vorurtheil von Sr. preußischen Majestät gemacht. Es schien dahero der Abt mit Höflichkeit und väterlicher Liebe auf Se. Majest. zu sehen; ja er fieng an zu hoffen, daß dieser Herr das gröste Werk ausfüren solte, das sein Gehirn so viele Jahre lang beunruhiget hatte. Er sagt nemlich am Ende seiner Anmerkungen über den Antimachiavel:

„ Ich habe den König von Preussen für
„ den würdigsten und geschicktesten Prin-
„ zen angesehen, das wundervolle Vor-
„ haben von einem beständigen Frieden,
„ wornach der König von Frankreich,
„ Heinrich 4 gestrebet hat, auszufüren.„

Er gründet seine Aussage auf solche Dinge, die ihm niemand streitig machen wird, indem er von der Grösse und Gerechtigkeit des Verstandes, von der Schönheit seiner Regeln, von der Duldung, von der Menschenliebe, von der Wirksamkeit und denen übrigen herrlichen Eigenschaften Friedrichs 2 redet. Allein, alle diese schöne Gaben werden in den Augen des alten Staatsklugen auf einmal verfinstert; sein Vorhersehen trüget; sein Warten wird nicht erfüllet; der Held ergreift die Waffen, und überschwemt damit die Staaten der

Köni-

Königin von Ungarn, anstatt, daß er die 1741.
Stimme des Mentors hören solte, der ihm zuruft: er soll sich der Vermittelung andrer Prinzen oder gar der Richter bedienen, die auf dem Reichstage sind und mit seiner gewafneten Hand wiederum in das alte Eigenthum zurückkehren.

Ein so lebhaftes Verfaren befremdet unsern Abt, es ist in seinen Augen ein Räthsel, und er legt es daher in dieser Gestalt dem ganzen Europa vor.

Wenn wir ihm glauben dürfen, so kommt die Schwierigkeit des Räthsels daher, daß ein gerechter Prinz einen ungerechten Krieg anfängt. Er findet folglich keine andre Erklärung solches Betragens, als daß er meinet, es komme von dem Mangel der Erkentnis her. Kurz, er stellet sich vor, die gerechte Absicht des Königs sey nicht im Stande, alle Ungerechtigkeit zu vermeiden.

Ich hege des Abts Gedanken, daß nemlich das Räthsel dem Mangel der Erkentnis zuzuschreiben sey; aber dieser Mangel liegt blos in dem, der das Räthsel vorträgt, und keinesweges in dem, der dazu Gelegenheit giebt.

Wenn St. Pierre die Ungerechtigkeit des Kriegs, von welchem die Rede ist, so erwiesen hätte, als den natürlichen Trieb des Königs zur Gerechtigkeit; so wäre der Widerspruch offenbar; so aber, da er die Ungerechtigkeit des Krieges als ausgemacht zum Grunde leget, so würdiget er diesen Ausspruch keines Beweises; sondern er gehet als ein schlechter Philosoph, gleich fort auf den Schlus, ohne sich um die Richtigkeit der Sätze, woraus sie gezogen werden, zu bekümmern.

1741. Es wäre hier der Ort die vernünftigen Bewegungsgründe anzuführen, die den König von Preussen angetrieben haben, diejenigen Länder sich bey einer guten Gelegenheit wieder zu unterwerfen, die bey widrigen Umständen seinem Hause unrechtmäßiger Weise entrissen worden. Allein es ist mein Zweck nicht, die gründlichen Ausführungen abzuschreiben, die der gedachten Rechte halber für Se. Majest. aufgesetzt worden sind. Man hat auch überdem dieselben schon in ganz Europa bekant machen lassen, so, daß der Tadler nicht zu entschuldigen stehet, wenn er in diesem Stück aus Unwissenheit sündiget.

Ich begreife auch wohl, daß er nicht sowohl die erwehnten Rechte angreifen, als das für unverantwortlich ausgeben wil, daß sich der König keiner Schiedsrichter bedienet, und dasjenige mit Gewalt eingenommen hat, was er für das Seinige angesehen.

Nach der Meinung unsers Philosophen haben solche Feindseligkeiten den falschen Wahn zum Grunde, welchen der König angenommen, daß nemlich ein Fürst nicht allein befugt sey, dasjenige sich mit Gewalt zu erwerben, was er für das Seinige hält; sondern, daß auch ein Regent in seiner eigenen Sache seinen eigenen Richter abgeben könne.

Hierbey kommen zwey Dinge vor, wovon dem Abt St. Pierre der Beweis sehr schwer fallen dürfte. Erstlich, daß diese Sätze, die er als die Richtschnuren des Königs von Preussen betrachtet, in der That falsch sind, und daß es keine Fälle gebe, in welchen sich ein Monarch selbst Recht schaffen dürfte, oder solche Mittel brauchen solle, die ihm

die Vorsehung in die Hände gegeben, um 1741.
dasjenige auf eine kurze Art zu erhalten, was man moralischer Weise ohnmöglich durch Vorstellungen und Unterhandlungen erhalten kan. Zweitens, so verfähret der Abt St. Pierre sehr geschwinde, wenn er die Grundsätze von der Auffürung Sr. preußischen Majest. bestimmet, und so frey den Ausspruch thut, daß ihn dieser oder jener Irtum zur Ungerechtigkeit verleitet habe. Es ist zwar kein Mensch von allem Irtum frey, und der weise Friedrich selbst, glaubet nicht, daß er davon ganz befreiet sey, indem er die Grenzen des menschlichen Verstandes besser, als viele Philosophen verstehet. Allein, ich wil mich, ohne jenen politischen Nestor zu beleidigen, lieber der Einsicht meines Monarchen und dessen Urtheile überlassen, als dem seinigen. Ich sage, das Urtheil des Königes ist viel sicherer, als das Urtheil, welches ein alter Greis gefället hat, der seine Brille vom neuen zurechte setzen mus, wenn er von ferne solche Dinge entdecken wil, die er allein auf eine undeutliche Art aus einander zu setzen, im Stande ist, und die er folglich nur blindlings beurtheilet.

Wir wollen ihm die Sache etwas begreiflicher machen, und da er für einen Weltweisen und Geometer gehalten wird; so wollen wir uns gegen ihm einer Kürze bedienen, die er in seinem politischen Räthsel zu verachten scheinet, indem man darin nichts, als Sätze ohne Beweis, und Folgerungen, die aus falschen Lehren herfliessen, antrift. Ich frage daher den Beförderer des europäischen Reichstages:

I. Ob nicht der König von Preussen von der Gerechtigkeit seiner Sache versichert seyn könte?

1741. Meines Erachtens ist ein Prinz, der bey weitem so scharfsinnig nicht ist, als unser Monarch, fähig, sich, wenn er wil, allemal von der Festigkeit seiner Bewegungsgründe, wornach er so, und nicht anders handelt, zu überfüren.

Ja, wenn auch die Fürsten, wie sie mehrentheils sind, nicht das Vermögen haben, für sich gewisse verwickelte Geschäfte einzusehen, so können sie doch die Auslegung, die ihnen geschickte Leute davon geben, begreifen, und die Deutlichkeit derselben wahrnehmen. Um so viel weniger also hat es dem Könige in Preussen, dessen Einsicht sowohl der Abt von St. Pierre als die ganze Welt verehret, an hinlänglichen Mitteln gefehlet, um sich selbst erweislich zu machen, daß sein hohes Haus auf einen Theil von Schlesien unwidersprechliche Rechte habe. Daß dieses auch wirklich geschehen sey, das zeigen die Schriften, die Se. Majest. dem ganzen Europa vor Augen geleget hat, denen man nichts als eitles Schreyen und nichtswürdiges Geschwätze entgegen setzen konte.

Folglich hat dieser Monarch nicht blos geglaubet, daß dasjenige, was er überfiel, ihm zugehörte, sondern er wuste es sogar. Woraus denn so viel abzunehmen, daß die Gerechtigkeit selbst seine Handlungen erleuchtet, und das Licht zu einem unvermeidlichen Krieg angestecket habe. Die andre Frage, die ich dem Abte vortragen mus, ist:

II. Ob der König andere Mittel gehabt hat, eine billige Genugthuung von dem Hause Oesterreich zu erhalten, als diejenigen, die er zu erwählen geruhet?

Der

Der gegenwärtige Zustand der Sachen, und die Betrachtung der vergangenen Zeiten, giebt keine andre an die Hand. In einer so mislichen Verbindung der Umstände, als diejenigen waren, in welche der Tod des Kaisers, Teutschland und ganz Europa setzte, hätte man auch mit der ganzen politischen Tiefsinnigkeit des Herrn Abts das zweifelhafte einer langen Vermittelung nicht verhüten, am wenigsten aber die Gefar abwenden können, daß uns jemand zuvor kommen und das Unsrige wegnehmen würde. 1741.

Hiernächst, so brauche ich hier nur die Erfarung reden zu lassen. Tausend Vorfälle zeigen uns, daß man zu der Wiedererwerbung des Seinigen so wenig, als zu der Bezahlung vieler Millionen unleugbarer Schulden, weder durch das Recht, noch durch Vermitlungen, zu gelangen, im Stande gewesen. Gesetzt aber, es stritten dergleichen vernünftige Bewegungsgründe für unsern Monarchen nicht; so frage ich:

III. Ob sich nicht der König von Preussen ehe und bevor er seine Truppen nach Schlesien schickte, deutlich genug erklärt, und der Königin von Ungarn seine Forderungen vor Augen geleget hat?

Der Marquis von Botta, Minister dieser Königin, ist von den rechtmäßigen Ansprüchen des Königs auf die verschiedenen Fürstentümer in Schlesien, hinlänglich unterrichtet, und man hat ausserdem dem Wiener Hofe die vortheilhaftesten Bedingungen vorgeleget, wenn er zu einer billigen Genugthuung wäre zu bewegen gewesen. Allein

1741. es verursachte alles dieses weiter nichts, als eine weitläuftige Antwort und Freundschaftsversicherung; wodurch sich vielleicht der gute Abt hätte können einschläfern lassen; allein er würde sich doch haben schämen müssen, wenn er nach seinem Erwachen den Betrug gemerket hätte: Und was könte es alsdenn helfen, wenn er den europäischen Reichstag um Hülfe anriefe?

Bey solchen Umständen mußte ein so wachsamer und weiser Fürst, wie Friedrich ist, bey der ersten Weigerung einer Genugthuung, seinen Feinden keine Zeit geben, sich in der Ungerechtigkeit zu stärken, oder wieder das Recht in Sicherheit zu stellen. Eben dieses hat das grosse Geschrey des Hauses Oesterreich verursachet, indem es viele Jahrhunderte durch in seiner eigenen Sache Richter zu seyn gewohnt gewesen; ob es gleich nicht einmal die Mühe angewendet hat, seinem unrechtmäßigem Besitze einen guten Schein zu geben. Folglich ist es sehr gut, daß es einmal durch seine eigene Erfarung lernet, wie schmerzlich dergleichen Thaten sind, zumal da es nur seine halbe Belonungen bekommen, nemlich blosse Repressalien erlitten, die der Gerechtigkeit so sehr gemäs sind. Und was wil sich Oesterreich beklagen, da es so lange Zeit diejenigen Fürsten, die auf ihrer Seite Recht hatten, mit Gewalt zu quälen pflegte? Gesetzt aber, es wäre alles wahr, was sich der Abt St. Pierre von dem Könige in Preussen in diesem Stücke vorstellet; so hätte sich doch dieser Prinz weiter nichts, als des Wiedervergeltungsrechts bedienet. Allein wir haben bereits klärlich erwiesen, daß er in seinem Verfahren dem Beispiel seiner Feinde nicht gefolget ist, indem er alle diejenigen Mittel vorzukehren gewust, die

die den Gebrauch seiner Waffen abzuwen- 1741.
den im Stande waren. Da hiernächst noch ein einziger Umstand hätte beobachtet werden müssen, wenn die Sache des Abts Beifal erlangen solte, nemlich die Erwählung der Richter des Reichstages; so bin ich schuldig, demselben die vierte Frage vorzulegen, nemlich:

IV. Ob es dem Reiche zukomme, diejenigen Streitigkeiten zu beurtheilen, die Schlesiens halber zwischen dem Könige von Preussen und der Königin von Ungarn obschweben?

Ich glaube vieler Gründe halber, das Gegentheil. Denn zuförderst, so betrafen diese Streitigkeiten solche Rechte, die jura singulorum genennet werden; wie kan man denn sagen, daß dieselben wider alle Vernunft, oder Notwendigkeit, nach dem Reichstage gezogen werden sollen? Und wo ist denn ein Reichstag, der zu solchen Sachen die gehörige Volmacht hat? Der Versamlung des römischen Reichs war damals alle Thätlichkeit benommen, und es würde viel Zeit gekostet haben, wenn der Abt St. Pierre den europäischen Reichstag hätte ausschreiben sollen. Kurz, das teutsche Reich hatte von diesem Kriege nichts zu befürchten, er war auch mit keinen Schaden seiner Glieder verknüpfet. Es ist dem Reiche überdem gleichgültig, ob sich das Herzogtum Schlesien in den Händen des Hauses Brandenburg oder Oesterreich befindet; ja man kan sagen, daß dis Band, ohne welches der teutsche Staatskörper nicht bestehen kan, nemlich die Ausübung der Gerechtigkeit, nicht besser befördert wird, als wenn einem jeden das wiedergegeben wird, was ihm zukomt, oder was ihm mit Gewalt entweder weggenommen, oder vorenthalten worden.

Mich

1741. Mich wundert, daß der Abt St. Pierre, vermöge seiner fruchtbaren Art, Zweifel zu machen, und eine strenge Gerechtigkeit vorzuschreiben, nicht auf die pragmatische Sanction gekommen ist, und dem Könige von Preussen vorgeworfen hat, daß der schlesische Krieg derselben entgegen laufe. Doch es wäre nicht schwer, auch in diesem Falle seine Zweifelsknoten, wie in allen übrigen aufzulösen. Denn die pragmatische Sanction ist dazu gemacht, daß die Erbfolge des Hauses Oesterreich dadurch festgesetzet werden möchte; wer weis aber nicht, daß dergleichen Vorschriften einer Familie ohnvermögend ... das Recht, das ein anderer besitzet, oder von seinen Vorfahren erhalten, aufzuheben? Es hat auch überdem der verstorbene Kaiser, als er im Jahr 1731. die gedachte Erbfolge dem Reiche zu erkennen gab, mit ausdrücklichen Worten bezeuget, daß er durch die zu leistende Vergewisserung derselben, keinen Menschen, folglich auch dem Rechte eines dritten nicht schaden wolle.

Wiewohl ich merke, daß ich mich wider meinen Willen selbst in der Untersuchung mehr erwehnter Rechte einlasse; ich werde indessen meine Mühe nicht bedauren, wenn ich dadurch die Augen des Abts ein wenig öfnen, und ihm zugleich begreiflich machen kan, daß die gerechte Sache des Königes, auch in der Ausübung gerecht geblieben sey.

Es ist dieser Monarch dem Natur- und Völkerrechte gemäs verfahren, welches unter den Fürsten einmal eingefüret ist, die bekanter massen in einer natürlichen Gleichheit stehen, und keinen Richter erkennen. Wer siehet also nicht, daß Se. preussische Majestät sich und ihrem königlichen Hause die ihnen obliegende Pflicht würden versagt

haben, wenn sie so unstreitige Rechte ausser Acht gelassen, oder dem Zuvorkommen eines andern frey gestellet hätten. 1741.

Eben diejenigen Gründe, die da zeigen, daß der König durch die Ergreifung des Besitzes wohl gethan hat, beweisen auch, daß Se. Majestät sehr übel thun würden, wenn sie den Besitz wieder abtreten wolten, und nach dem scharfsinnigen Rathe des Abts ihre Rechte in den vorigen Stand setzten, oder dem Schiedsurtheil der Engelländer und Holländer übergäben. Geschähe das letztere, und der König erwürbe sich auf diese Art den Ruhm der Gerechtigkeit, in den Augen jenes erzklugen Mannes; so kan man im Gegentheile leicht vorher sehen, was die Beherrscher der Welt davon sagen würden, wenn man an statt der mit grossen Kosten, vieler Mühe und Gefar erworbene Länder, alles gütlich wieder liefern, und an statt der glücklichen Kriegsoperationen, mit kreuzweise zusammen geschlagenen Armen denjenigen Theil annähme, den ihm die Schiedsrichter anweisen möchten. Gewis, bey solchen Umständen würde sich ein wahrhaftiges politisches Räthsel sehen lassen, welches ohne dem Schlüssel des Herrn St. Pierre nicht aufzulösen seyn würde. Wie ist es denn möglich, daß ein vernünftiger Mensch auf solche Vorschläge kömt? Wenn der Abt nur einige Bücher gelesen, und etwas von den Geschichten der Staaten gehört hat, so mus er ja wissen, daß dergleichen niemals geschehen ist, auch nicht thulich sey.

Se. preußische Majestät sind zwar so gerecht, daß sie sich zu einem Vergleiche verstehen werden, wenn er annehmlich ist, und denjenigen Gnugthuung

1741. thuung verschaffet, welche ihre alte Rechte, wie auch den Schaden und Kosten, die sie bey deren Gebrauch strenger Mittel anwenden müssen, erhalten; allein wer siehet nicht, daß sie dabey eine volkommene Sicherheit zum Grunde setzen müssen. Ein guter Krieg wird eines guten Friedens halber gefüret, und wenn keine vernünftige Vorstellungen helfen wollen, so mus man freilich zu den Waffen schreiten.

Der Abt wil dem ohngeachtet die Ehrbegierde des Königs rühren, indem er einen gewissen Menschen, der seinen Irtum halsstarriger Weise vertheidiget, und eine erhabene Seele, die im Stande ist, ihren Irtum öffentlich zu bekennen, und die Feler der Klugheit durch Gerechtigkeit gut zu machen, mit einander in Vergleichung stellet. Allein diese geistliche Vermahnung hat keine Kraft jemanden zu überreden, in sich; denn wenn der Zuhörer gescheuter als sein Pfarrer ist, der ihn damit zu überreden suchet; so wird er sich gewis nicht einmal einfallen lassen, darin eine so harte und besondere Probe zu machen.

Man mus sich übrigens wundern, daß man den Abt St. Pierre, der so viele Geschicklichkeit die Fürsten zu unterrichten besitzet, an dem Hofe, wo er sich bisher aufgehalten hat, vorbeygegangen ist. Man mus, sage ich, sich wundern, warum man ihm nicht die jungen und zu Kron und Zepter bestimte Prinzen anvertrauet. Was könte man sich nicht von der Grösse und Gerechtigkeit der Erkentnis versprechen, wenn er jetzo die Stelle bekleidete, welche noch zur Zeit von einem alten Herrn, dessen Weisheit die ganze Welt bewundert, besetzet ist?

Aber

Aber das in der Vertheilung der Ehren- 1741.
stellen unvernünftige Glück, hat unsern Abt zu einem blossen Apothecker von Europa gemacht, und zwar zu einem solchen, der wenig Abgang hat.

Seine lindernde und süsse Tränke kommen den Leuten ekelhaft und abgeschmackt vor, und das Elixier von dem Vorschlage eines beständigen Friedens, bleibet bisher in seinem Kramladen dergestalt liegen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals wird herausgenommen werden.

Doch ich mus noch ohne allen Scherz sagen, daß die pedantische Schreibart des Abts St. Pierre, wider den König von Preussen gar sehr unanständig angebracht ist. Friedrich 2 ist kein Herr, den man zu seinem Hofmeister in die Schule schicken mus. Er hat andern vorlängst Unterricht ertheilen können, und derjenige, welchen er den Fürsten in einem unsterblichen Buche ertheilet hat, ist weit besser, als die ausserordentliche Menge von Schriften des Abts St. Pierre; denn dieser ihr Leben gebieret den Tod selbst; sie dienen folglich auch zu nichts, als etwan dazu, daß sie in einem Bücherkriege Poltergeister abgeben können. Ich war willens, die Feder niederzulegen, aber ich darf es nicht eher bewerkstelligen, bevor ich nicht noch das Mittel berühre, das die Gelehrsamkeit dem Abte vorschreibet, und dieser wieder den König als ein Muster vorleget. Es bemerket ein gewisser Schriftsteller gar wohl, daß die Menschen niemals alles recht überdenken; und man mus in der That eine starke Einbildungskraft haben, wenn man die folgende Nachricht von dem Numa, zugleich wie St. Pierre betrachten, und doch dabey glücklich anwenden wil. Es heisset, Numa richtete einen Or-

1741. den von Priestern auf, die mit Gepränge die Fürsten besuchten, und sich über den der römischen Republik zugefügten Schaden beklagten, damit sich die Beleidiger eine gewisse Zeitlang bedenken könten, ob sie die verlangte Genugthuung verschaffen, oder sich den Krieg ankündigen lassen wolten. Gewis, wenn man am Ende des Novembris des 1740sten Jahres, eine Rotte Priester nach Wien geschicket hätte; so würde man bewundernswürdige Wirkungen wahrgenommen haben, weil diese heilige Schaar, sehr vielen üblen Folgen vorzubeugen, im Stande gewesen wäre. Aber, ich wette, man hat nicht darauf gedacht; denn wäre jemand diese Historie eingefallen, so müsten auch die gewünschten Begebenheiten daraus hergekommen seyn.

Unterdessen hat der Abt, was das Zukünftige betrift, gute Hofnung; Numa war älter als Se. preußische Majestät, als er sich dieses Mittels, wodurch er 43 Jahr im Frieden regierete, zu bedienen anfieng; es kan ja also unser siegreicher Monarch auch noch wohl auf solche friedfertige Erfindungen kommen. Seine Scharfsinnigkeit, und heldenmäßige Fähigkeit, etwas zu lernen, vergrössern die Vermuthungen des klugen Abts.

Ich verspreche mir davon für das Zukünftige gleichfals sehr vieles; ich glaube auch gewis, daß wenn die öffentliche Ruhe einmal durch die Tapferkeit des Königes recht wird unterstützet seyn, seine dem Frieden eigenthümliche und vortrefliche Eigenschaften unser Glück befestigen werden; ja ich bin von den süssen Früchten seiner Regierung, die eben so langwierig und glückselig seyn mus, als sie deren Anfang nach ruhmwürdig ist, volkommen versichert. Allein, die Vorschriften des Abts

St. Pierre werden eben so wenig zu solcher Glückseligkeit, als das Einblasen der egerischen Nymphe beitragen. Dann obgleich das Daseyn von dem Abt mehr wirkliches in sich fasset, als die Existenz dieser Nymphe; so sind doch beider Ansprüche von gleichem Gewichte. 1741.

Ein Geist, der weit geschickter ist als der ihrige, ein Geist, der erleuchteter ist, als Socrates selbst, ein solcher Geist, sage ich, regieret unsere Glückseligkeit, und eben dieser Geist wird unsere Glückseligkeit noch so gros machen, als die Liebe, die wir für ihn hegen.

§. 57.

Fortsetzung des schlesischen Krieges.

König Friedrich lies sich weder durch das Murren der Pedanten, noch durch die Drohungen eifersüchtiger Mächte in seinen kriegerischen Unternehmungen irre machen. Nach dem bey Molwiz erfochtenen Sieg muste sich ihm Brieg unterwerfen, welches sich den 4ten May dem Ueberwinder ergab. Die Härte des Hofes zu Wien in Ansehung seiner Anforderungen bewegte ihn zu noch nachdrücklichern Maasregeln. Denn so bereitwillig sich Maria Theresia finden lies, den Churfürsten von Baiern für seine Ansprüche durch ansehnliche Schadloshaltungen zu befriedigen, so unbeweglich war sie gegen unserm königlichen Weltweisen. Sie foderte noch immer als einen Präliminarartickel eines zu schliessenden Vergleichs, ja sogar der anzustellenden Unterhandlungen, daß er mit allen seinen Truppen Schlesien räumen und den zugefügten Schaden ersetzen solte. Und ob es gleich zu Anfang des Monaths Julii, als die grossen Absichten der

1741. Häuser Bourbon und Baiern nicht mehr zweideutig waren, schien, als wenn sich die Königin entschliessen könte, dem Könige für seine Anforderungen ausserhalb den schlesischen Grenzen eine Aufopferung anzubieten; so war doch solche zu gering und zu unsicher, als daß er sich damit abspeisen lassen konte. Die Unbeweglichkeit der Königin von Ungarn veränderte sich nicht, obgleich die Gefar wuchs und ihre Erblande durch die baierischen und französischen Truppen von allen Seiten bedrohet wurden. Sie erbot sich sogar zu ansehnlichen Aufopferungen gegen Baiern und Frankreich, wenn ihr die letzte Krone wider Preussen Beistand leisten würde, und erklärete sich, daß sie lieber die gesamten Niederlande verlieren als Schlesien zerglie-dern lassen wolte. Diese Härte nötigte endlich unsern Helden, sich im August mit den übrigen Feinden der Königin zu verbinden; ein Schrit, welchen er nicht eher that, als bis ihn die gegründete Furcht, von den Bundesgenossen der Königin übermannet zu werden, dazu nötigte. Maria Theresia, die nunmehr in die äuserste Verlegenheit gerieth, sahe bald ein, daß es der Klugheit gemäs sey, das grosse Bündnis zu zertrennen, welches die Staatskunst zu ihrem Untergange errichtet hatte, oder doch wenigstens den Saamen der Uneinigkeit zwischen den verbundenen Mächten auszustreuen. Die deshalb an den Höfen zu München, Versailles und Dresden gemachten Versuche waren bisher fruchtlos gewesen; so grosse Aufopferungen man auch versprach, wenn diese Höfe der Königen wider Preussen Beistand leisten würden. Endlich fand das wienerische Ministerium für gut, den Rathschlägen der Seemächte Gehör zu geben, und gegen dem König ein

wenig

wenig mehr Gefälligkeit zu bezeigen, als man 1741.
bisher zu thun gewohnt gewesen war. Wien war in Gefar, von den baierischen und französischen Kriegsheeren verschlungen zu werden, und die Armee des Neuperg in Schlesien war alle Augenblick in Gefar, von den Preussen aufs neue angegriffen zu werden. Die Königin wurde dadurch gezwungen ihrem Feinde Niederschlesien anzubieten und dagegen nichts weiter als den Frieden zu verlangen Es geschahe dieses im October auf dem Schlosse Kleinschnellendorf, unter Vermittelung des engelländischen Ministers, des Lords Hindforr. Es wurde dabey verglichen, daß der König nach einer vierzehntägigen Belagerung die Festung Neis erobern und nebst Niederschlesien behalten, nachmals aber wider die Königin und ihre Bundesgenossen nicht ferner feindlich handeln solte. Neuperg solte sich mit der österreichischen Armee nach Mären ziehen, die ganze Verabredung solte geheim gehalten, gegen das Ende des Jahres aber ein Definitivtractat geschlossen werden. Neiß wurde dem zufolge den 31sten October von den Preussen erobert.. Niederschlesien huldigte dem Ueberwinder den 7ten November, und wurde in Ansehung des Justitz und Policeywesens den übrigen Staaten des Hauses Brandenburg gleichförmig gemacht. Allein der verglichene Definitivtractat kam nicht zu Stande; die Unterhandlungen zerschlugen sich, und die Ursachen davon sind gegenwärtig noch mit vieler Dunkelheit umhüllet. Die preußischen Truppen setzten sich daher um die Mitte des Decembers wiederum in Bewegung; rückten in Mären ein, und bemächtigten sich in den letzten Tagen dieses Jahres der

1741. Stadt Olmütz, der Hauptstadt dieser Markgrafschaft.

§. 58.

Schreiben des Herrn von Voltaire an den König vom 21sten Decemb.

Alle diese kriegerischen Beschäftigungen waren zu klein, die Seele Friedrichs allein zu beschäftigen, der zu gleicher Zeit ein Held, ein Gesetzgeber, ein Staatsman, ein schöner Geist und ein Weltweiser seyn konte. Er wuste in allen Arten von Beschäftigungen die höchste Staffel der Volkommenheit zu erreichen. Die Ergötzlichkeiten, welche ihm der Krieg, oder die Sorgen des Staats verstatteten, waren Beschäftigungen des erhabensten Genies. Er machte Verse in den Laufgräben von Neiß, so wie er deren auf dem Schlachtfelde bey Molwitz gemacht hatte, die aber eben so wenig als diese bekant geworden sind. Er unterhielt einen vertraulichen Briefwechsel mit Maupertuis, Voltaire und andern Gelehrten. Ein Schreiben des letztern aus Cirey vom 21sten Decemb. dieses Jahres t) entwickelt verschiedene besondere Umstände von den gelehrten Beschäftigungen unsers Weltweisen auch mitten unter den heftigsten Geräuschen des Krieges, daher ich es ganz hersetzen wil. Es ist mit poetischen Stellen untermischt, wie denn auch der Anfang poetisch ist. Es lautet so:

Sonne, blasse Fackel unserer traurigen Wintertage, die du die Mutter dieser Welt bist, und

t) Oeuvres de Mr. de *Voltaire*, T. III. Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. III.

„ und die man lange Zeit für die Mutter gu- 1741.
„ ter Verse gehalten hat, ohnerachtet aller
„ schlechten die jeder Tag ausheckten siehet; Son-
„ ne, durch welch grausames Schicksal müssen dich
„ in diesem Monath, da sich das Jahr zu seinem
„ Ende neiget, so viel ungeheure Grade von Ber-
„ lin entfernen? Hier ist mein Held, dessen Herz
„ und dessen Geist alles Feuer besitzet, welches sei-
„ nen Staaten mangelt; mein Held, welcher Neiß
„ eroberte, als du unsre Zonen flohest. Sage mir,
„ warum du zu den antarctischen Pol gehest? Was
„ haben die Negern in Afrika für Reitze für dich?
„ Kehre zurück, ferne von diesem traurigen Ufer,
„ ahme meinem Held nach, kom und erleuchte
„ Norden.

„ Dies, Sire, sprach ich diesen Morgen zur
„ Sonne, Ihrem Mitbruder, der so wie Sie die
„ Seele eines Theils der Welt ist. Ich würde
„ ihr auf Rechnung Ew. Majestät noch weit mehr
„ gesagt haben, wenn mir die Verse noch so leicht
„ flössen, als vor diesem und als sie Ihnen fliessen.
„ Ich habe deren einige hier erhalten, die in Neiß
„ von Ihnen mit eben der Leichtigkeit verfertiget
„ worden, mit welcher Sie diese Stadt erobert ha-
„ ben. Diese kleine Anecdoten, nebst den Versen,
„ die Dero Gütigkeit mir unmittelbar nach dem
„ Siege bey Molwitz geschickt hat, giebt Stof zu
„ sehr sonderbaren Nachrichten ab, die einmal zur
„ Geschichte dieses Jahrhunderts dienen können.

„ Ludwig 14 eroberte die Franche-Comte'
„ im Winter; aber er lieferte keine Schlacht und
„ machte keine Verse im Lager vor Dole, oder
„ vor Besansson. Diejenigen, welche Ew. Maje-
„ stät in Neiß gemacht haben, sind denen änlich, die

1741. „ Salomo in seiner Pracht verfertigte, als
„ er alles gekostet hatte, und endlich sagte:
„ Es ist alles eitel! Es ist wahr, der ehrliche Man
„ sagte solches mitten unter dreihundert Weibern
„ und siebenhundert Kebsweibern, und hatte den-
„ noch keine Schlacht geliefert, noch eine Stadt
„ belagert. Aber, Sire, mit Salomons und Ih-
„ rer Erlaubnis, oder vielmehr mit Ihrer und Sa-
„ lomons Erlaubnis, es ist doch wohl noch etwas
„ Gründliches in der Welt.

„ Schlesien erobern, mit Lorbern geschmückt,
„ in die Arme der Dichtkunst zurückkommen, den
„ Schönen, den Kriegern Opern, Bälle und Comö-
„ dien geben, sich gefürchtet, geliebt und geehrt se-
„ hen, und im Schoos des Ruhms die Reitze der
„ Geselschaft empfinden, dieses Glück, welches die
„ Lieblinge der Siegsgöttin so selten geniessen, in
„ den von Geschäften freien Augenblicken die besten
„ Gedichte des Altertums mit Wollust empfinden,
„ und zuweilen deren selbst machen, die der Nach-
„ welt würdig sind; ein solches Leben kan gefallen,
„ es hat Gründlichkeit, und ein solches Vergnügen
„ ist keine Einbildung.

„ Ew. Majestät haben in kurzer Zeit vieles ge-
„ than. Ich bin überzeugt, daß niemand auf Er-
„ den mehr beschäftiget, und mit mehr Verrich-
„ tungen von aller Art überhäufet ist, als Sie.
„ Aber bey diesem unersätlichen Genie, welches so
„ viele verschiedene Dinge in seine geschäftige Sphä-
„ re ziehet, werden Sie immer diese überlegene Ver-
„ nunft behalten, die Sie weit über dasjenige erhebt,
„ was Sie sind, und was Sie aus sich machen.

„ Alles, was ich befürchte ist dieses, Sie wer-
„ den die Menschen nur alzusehr verachten lernen.

„ Ganze

„ Ganze Millionen von zweifüßigen Thieren 1741.
„ ohne Federn, welche die Erde bevölkern,
„ sind sowohl nach Ihrer Seele, als auch nach Ihrem äusern Glanz unendlich von Ihnen entfernet.
„ Im Milton komt ein schöner Vers vor:

„ Unter Ungleiche findet keine gesellschaftliche
„ Verbindung statt.

„ Aber es giebt noch ein Unglück; dieses bestehet darin, daß Ew. Majestät die schönen Betrügereien der Staatskünstler, die eigennützigen Sorgen der Hofleute u. s. f. so schön zu schildern wissen, daß Sie am Ende in die Zuneigung der Menschen von aller Art ein Mistrauen setzen und glauben werden, es sey moralisch gewis, daß man keinen König um sein selbst willen liebt. Erlauben Sie mir, Sire, daß ich auch meinen Beweis füren darf. Mus man nicht notwendig einen Man um sein selbst willen lieben, der einen überlegenen Geist, vorzügliche Gaben, und bey dem allen die Kunst zu gefallen besitzet? Wenn es sich nun zum Unglück zutrüge, daß dieses erhabene Genie ein König würde, würde sein Zustand dadurch wohl verschlimmert werden? Und wird man ihn wohl weniger lieben, weil er eine Krone trägt? Ich zum wenigsten glaube, daß die Krone meine Liebe im geringsten nicht erkalten wird. Ich bin „ u. s. f.

§. 59.

Des Weltweisen zu Sans-Souci Gedicht an den Cäsarion.

Der Herr von Voltaire war mit seinen Briefen an unsern Weltweisen nicht so geitzig, als Herr

1741. Rollin, von welchem ich bereits oben bemerket habe, daß ihn König Friedrich, da er noch Kronprinz war, eines genauen Briefwechsels würdigte. Als er nachmals aus den Armen der Musen zu Rheinsberg auf den Thron seines Vaters berufen ward, machte er seine Erhebung unter andern Gelehrten auch dem Herrn Rollin bekant. Herr Rollin gab ihm zur Antwort, wie er nunmehr seine wichtigen Beschäftigungen verehre, und da er nun von weiter niemanden als von seiner eigenen Ehre Rath einzuholen habe, so würde er nicht mehr die Ehre haben, ihm zu schreiben. Ich weis nicht, was ich von der Gewissenhaftigkeit dieses sonst verehrungswürdigen Geschichtschreibers denken sol. Vielleicht sind meine Leser in ihrem Urtheilen darüber glücklicher u). Sie mögen nun ausfallen wie sie wollen, so wil ich hier nur anmerken, daß wir ein Gedicht von unserm Weltweisen von diesem Jahre haben, welches die Aufschrift eines Briefes an Cäsarion füret x), und sich mit den Worten anfängt: De ma bavarde Poesie ne vous lasserez-vous jamais? u. s. f. Es ist überaus lebhaft und treffend. Wie schön ist nicht die Stelle:

Apprenez donc que nos Césars
Desoeuvrés dans ces champs de *Mars*,
Ne font que rire, aimer et boire,
Tandis que nos plaisans houzards

En

u) Siehe das Leben des Herrn Rollins in der Histoire de l'Academie Royale des belles Lettres Th. 8.

x) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. II.

En préludant ſur la victoire, 1741.
Prennent *Mercure* pour la Gloire:
S'ils ſe trompent ſi lourdement,
C'eſt qu'ils ne ſont pas trop ſavans,
Peu verſés en Mythologie,
Guere plus en Théologie,
Confondant et les biens et les gens,
Tandis qu'en engraiſſés de pillage
Chez nos rivaux ils font tapage etc.

D. i. „ Vernim alſo, daß unſre in dieſen Fel„ dern des Mars müßige Cäſars nichts thun, als „ lachen, lieben und trinken; da inzwiſchen unſre „ luſtigen Huſaren ein Vorſpiel des Sieges auffü„ ren und den Merkur ſtatt der Ehre erwiſchen. „ Wenn ſie ſich hierin auf eine ſo grobe Art betrü„ gen, ſo rüret ſolches daher, weil ſie eben nicht ſehr „ gelehrt, in der Mythologie wenig erfaren, und „ in der Theologie auch nicht viel geſchickter ſind, „ und daher die Güter und Leute gar leicht mit ein„ ander verwechſeln können. Indem ſie nun vom „ Raube gemäſtet, unſre Feinde beunruhigen „ u.ſ.f. Nachdem der Dichter hierauf die Vergnügen überaus lebhaft ſchildert, welche er bey ſeiner Rückkunft aus den Geräuſchen des Krieges in der Geſelſchaft ſeines Freundes und der Muſen einerndten wil, ſchlieſſet unſer Weltweiſe ſo:

Tandis que je vous fait cette aimable peinture
Des plaiſirs dont nous jouirons,
Vous languiſſez dans les priſons
Du terrible Dieu d'*Epidaure*:
A ſes prêtres vos aſſaſſins

1741. Par erreur nommés Médécins,
Si vous voulez guerir encore,
Faites prendre tous les matins
Double portion d' Ellebore.
Alors quand le triste *Orion*,
Sur nos champs dépouillés de la moisson nouvelle
Enverra par les vents et la neige et la grêle,
Vous verrez, cher *Césarion*,
Dans les murs de votre Ilion,
De retour votre ami fidele.

D. i. „Aber indessen, daß ich dir das liebenswürdige Bild der Vergnügungen, die wir geniessen wollen schildere, schmachtest du in den Banden des schrecklichen epidaurischen Gottes. Sollen seine Priester, deine Henker, die man aus einem Irtum Aerzte nennet, noch geheilet werden, o so las sie alle Morgen einen gedoppelten Theil von Nieswurz zu sich nehmen. Dann, wann der traurige Orion auf unsre der neuen Erndten beraubte Felder Schnee und Hagel durch die brausenden Winde senden wird; dann solst du, geliebter Cäsarion, in den Mauern deines Iliums deinen treuen Freund zurückkehren sehen.„ Gleich auf diesem Gedicht folget ein andres, welches auf den Tod des Cäsarion verfertiget worden, und aus welchem eine überaus zärtliche Freundschaft hervorleuchtet. Verschiedene meiner Freunde haben sich den Kopf vergebens zerbrochen, um zu errathen, wer eigentlich unter dem Nahmen Cäsarion verborgen liege. Ihre Muthmassungen fielen bald auf den Generalfeldmarschal, Hans Heinrich, Grafen von Katt, der den 30sten May eben

eben desselben Jahres starb; bald auf den 1741.
Obristen, Dietrich, Baron von Kaiserling, einen würdigen Liebling seines Königes, welcher im August 1745 den Weg alles Fleisches betreten muste; bald wiederum auf andere. Allein die Umstände wolten immer nicht zutreffen. Ich selbst bin einigemal in die Versuchung gerathen, den Herrn du Han von Jandun unter diesem erdichteten Nahmen zu suchen. Es ist bekant, daß dieser verdiente Man, der der Lehrer unsers Weltweisen war, nachher beständig einen grossen Antheil an seiner Vertraulichkeit behalten hat. Es ist ferner erweislich, daß er dem Könige in den Feldzuge dieses 1741sten Jahres nach Schlesien folgte, aber bald von einer Ankunft angegriffen wurde, ihn lange Zeit auf dem Bette gefesselt hielt; ein Umstand, welcher hier nicht aus der Acht zu lassen ist, weil seiner in der oben angefürten Stelle ausdrücklich gedacht wird. Er starb nachmals den 3ten Januar 1746, eben da Friedrich mit Ruhm geschmückt aus Sachsen zurückkehrete. Hier entris er sich dem Tumult seines Triumphes, den sterbenden du Han noch den Tag seiner Ankunft zu besuchen, dessen letzten Augenblicke der Erkentlichkeit und Bewunderung gewidmet waren y). Allein was alle Muthmassungen auf einmal wieder über den Haufen warf, war dieses, daß der Character des Cäsarion und des du Han einen Widerspruch gegen einander zu haben scheine. Der königliche Dichter schildert uns den erstern als einen liebenswürdigen Epikuräer, als einen aimable Debauché, wenn es erlaubt ist, mich eines französischen Kunstworts

y) Histoire de l' Academie de *Berlin*. S. 159.

1742. worts zu bedienen; dagegen uns das Gemälde von dem letztern, etwas Menschenfeindliches an sich zu haben scheinet, welches sich mit den Zügen des erstern nicht zusammen reimen lässet. Wenn bey der Ordnung der Gedichte des zweiten Theils der Werke unsers Weltweisen die Zeilfolge zum Grunde geleget worden, so muste der Tod des Cäsarion zwischen den Jahren 1741 und 1748 erfolget seyn; denn in den ersten Tagen des letztern Jahres erfolgte die Vermälung des Barons von Lentulus mit der Gräfin von Schwerin, welches in diesem Theile gleich auf dem Gedicht aux Manes de Cesarion folget. Ich hoffe meinen Lesern Stof genug an die Hand gegeben zu haben, sich nun auch ein wenig im Rathen und Muthmassen zu üben.

§. 60.

Seine Beschäftigungen dem Winter über.

König Friedrich wandte die ersten Tage des 1742sten Jahres dazu an, allerley gute Anstalten in dem neueroberten Schlesien zu treffen. Er errichtete in demselben zwo beständige Kriegs- und Domänenkammern, deren eine sich zu Breslau, die andere aber zu Grosglogau aufhalten solte. In beiden Städten wurden auch zwei Oberconsistoria zu Handhabung der Gerechtigkeit in geistlichen Sachen angeordnet. Friedrich besas das Geheimnis mitten unter dem glänzendsten Tumult der Geschäfte zu den Lustbarkeiten, und von den Vergnügungen zu den ernsthaftesten Arbeiten überzugehen. Er beschäftigte sich nach seiner Rückkunft aus Schlesien täglich mit den Gerechtsamen seines Hauses.

Er hörete alles was in den Versamlungen sei- 1741.
ner Minister von den wichtigsten Angelegenheiten geurtheilet wurde, mit vieler Aufmerksamkeit an, ohne einen andern Rath, Vertrauten und Minister, als sich selbst, zu haben. Er bildete seine Entschlüsse selbst, ohne jemanden von seinen Entwürfen Nachricht zu ertheilen. In wichtigen Angelegenheiten schrieb er an seine Ministers an den auswärtigen Höfen mit eigener Hand, und um nichts zurück zu lassen, so hielt er ein richtiges Tagebuch über alle seine Verrichtungen, welches er wie August beständig bey sich fürete. Die rauheste Jahreszeit war für ihn kein Hindernis seiner Wirksamkeit. Er reisete mitten im Jenner zu seiner Armee nach Bömen ab. Allein das Misverständnis mit den Sachsen und die klugen Bewegungen des Prinzen Carls nötigten ihn, diese Provinz so geschwind zu verlassen, als er sie erobert hatte.

§. 61.

Dessen Schreiben an den Herrn von Voltaire den 23sten Merz.

Um diese Zeit, nehmlich den 23sten Merz war es, da unser Weltweise aus seinem Hauptquartier Selowitz, einen überaus aufgeweckten Brief z) an den Herrn von Voltaire schrieb; zu einer Zeit, da die Unternehmungen eines so künen und klugen Feindes die Seele eines jeden andern Feldherrn nur allein den ernsthaftesten Betrachtungen offen gelassen haben würden. Hier ist es:

„Mein

z) Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci*. T. II.

1742. „Mein lieber Voltaire!

„Ich fürchte mich Ihnen zu schreiben, denn „ich habe Ihnen keine andere Neuigkeit zu berich= „ten, als solche, um die Sie sich nicht viel be= „kümmern, oder die Sie gar verabscheuen. Wenn „ich Ihnen zum Beispiel erzälete, daß Völker „aus verschiedenen Gegenden Teutschlandes das „Innere ihrer Wohnungen verlassen haben, um „andern Völkern die Hälse zu brechen, deren „Nahmen sie nicht einmal wissen, und die sie in „einem entfernten Lande aufsuchen; warum? weil „ihr Herr einen Bund mit einem andern Herrn „gemacht hat, und weil sie beide einen dritten „Herrn erwürgen wollen, so würden Sie mir ant= „worten: Was sind doch das für Narren, Wahn= „witzige und Unsinnige, daß sie sich so dem Eigensin „und der Wuth ihres Herrn überlassen.

„Wenn ich Ihnen erzälen wolte, daß wir uns „mit der äussersten Sorgfalt rüsten, einige mit „grossen Kosten erbaute Mauern zu zerstören, daß „wir da erndten, wo wir nicht gesäet haben, und „daß wir da den Herrn spielen, wo niemand stark „genug ist, uns zu widerstehen; so würden Sie „schreien: Ach, ihr Barbaren! Ihr Mordbren= „ner! Ihr Unmenschen! Die Ungerechten wer= „den nicht das Himmelreich ererben, nach „Matthäi am 12. v. 34.

„Weil ich nun schon voraus sehe, was Sie „mir hierauf antworten würden, so wil ich nichts „weiter davon gedenken, sondern Ihnen blos mel= „den, daß ein Man, von dem Sie unter dem Nah= „men des Königs von Preussen werden gehöret

„haben

„ haben, vernommen, wie die Staaten sei- 1742.
„ nes Bundesgenossen, des Kaisers von
„ der Königin von Ungarn verwüstet worden, da-
„ her er ihm zu Hülfe geeilet ist, seine Truppen
„ mit den Soldaten des Königs von Polen ver-
„ einiget hat, einen Einfal in Unteröſterreich zu
„ versuchen, und daß ihm solches so wohl geglü-
„ cket ist, daß er in kurzem die Hauptmacht der
„ Königin von Ungarn zum Dienst seines Bun-
„ desgenossen zu schlagen hoft. Das heist Gros-
„ muth! werden Sie sagen; das heist Heldenmuth!
„ Indessen, mein lieber Voltaire, ist doch das er-
„ ste Gemälde mit diesem einerley; es ist eben das-
„ selbe Frauenzimmer, welches man zuerst in dem
„ Nachtzeuge vorstellet, da sie ihre Reitze able-
„ get, und hernach mit ihrer Schminke, mit ih-
„ ren Spitzen und Flittern. Aus wie vielen ver-
„ schiedenen Gesichtspuncten pflegt man nicht die
„ Gegenstände zu betrachten! Wie sehr weichen
„ nicht die Urtheile von einander ab! Die Men-
„ schen verdammen am Abend dasjenige, was sie
„ am Morgen noch billigten, und die Sonne,
„ die ihnen in ihrer Morgenröte gefiel, ist ihnen
„ bey ihrem Untergange beschwerlich. Daher
„ komt es, daß der gute Nahme bald entstehet,
„ bald verloren gehet, bald von neuem wieder
„ entstehet, und wir sind thörigt genug, uns un-
„ ser ganzes Leben hindurch für die Ehre zu beei-
„ fern. Ist es wohl möglich, daß man, seitdem
„ diese falsche Münze entdeckt worden, sich noch
„ immer von ihr kan betrügen lassen? Ich bin„
u. s. f.

§. 62.

1742. §. 62.

Character des Herrn von Voltaire.

Ehe ich hier weiter gehe, wird es nötig seyn, daß ich meine Leser mit einem Manne bekanter mache, der in der Geschichte unsers Weltweisen mehr als einmal vorkommen wird. Das Bild, welches ich von ihm liefern werde, ist um so viel zuverläßiger, weil es von unserm königlichen Weltweisen selbst geschildert, und im Jahr 1756, ich weis nicht durch wem, von Berlin dem Verfasser einer engelländischen Monathschrift a) zugeschickt worden. Der Herr von Voltaire, heist es daselbst, ist von Statur kleiner als ein grosser Man, oder welches eben so viel gesaget ist: er ist ein wenig grösser als Leute von mitlerer Grösse. Er ist sehr mager, und von einem verbranten Temperamente, hitzig und vol schwarzer Galle; sein Gesicht ist mager, sein Anblick brennend und durchdringend, und in seinen Augen zeiget sich eine boshafte Lebhaftigkeit. Eben das Feuer, das seine Schriften belebet, erfüllet seine Handlungen, die auch bis zum Ungereimten, lebhaft sind. Er ist eine Art von Feuerzeichen, das beständig kömt und vergeht, und mit seiner schnellen Bewegung und blinkerndem Lichte unsere Augen blendet. Ein Man von dieser Beschaffenheit mus kränklich seyn, die Scheide wird von der Klinge abgenutzet. Er ist seiner Gemüthsart nach lustig, und aus Angewohnheit ernsthaft; offenherzig ohne Aufrichtigkeit, politisch ohne Spitzfündigkeit, gesellig ohne Freunde. Er kent die Welt, und vergist sie; den Morgen ist er Aristipp, und den

a) Gentlemans Magazin. Jun. 1756.

den Abend Diogen. Er liebt die Grösse, 1742. und verachtet die Grossen; gegen Vornehmere als er, ist seine Aufführung ungezwungen, aber gegen seines Gleichen gezwungen; er ist anfangs höflich, alsdenn kalt, zuletzt unangenehm. Er liebet den Hof, und macht sich doch selbst dem Hof überdrüßig; er hat Empfindlichkeit ohne Verbindungen, und ist wollüstig ohne Leidenschaft. Aus Wahl hänget er sich an nichts, und aus Unbeständigkeit an alles. Wie er ohne Grundsätze schliest, so hat seine Vernunft ihre Anfälle, wie andrer Leute Narrheit. Er hat einen aufgeräumten Kopf, aber ein verderbtes Herz, er denkt über alles, und lacht über alles. Er macht Ausschweifungen, ohne die Leibesbeschaffenheit dazu zu haben, und redet Sittensprüche, ohne vernünftig zu leben. Seine Eitelkeit ist unsäglich gros, aber sein Geitz ist noch grösser als seine Eitelkeit, daher schreibt er nicht so sehr um Ruhm, als um Geld, nach dem er so zu reden hungert und dürstet. Er arbeitet eilig, um eilig zu leben; er war gemacht zu geniessen, und er wil nur samlen. So ist der Mensch und der Autor beschaffen.

Keinen Dichter in der Welt kosten seine Verse so wenig Mühe, aber diese Leichtigkeit zu schreiben schadet ihm, weil er ihrer misbrauchet. Weil seiner Mühe nur noch was weniges volkommen zu machen übrig ist, so läst er sich begnügen, wenn gleich dieses wenige fehlet, und daher sind fast alle seine Aufsätze unvollendet. Ob er aber gleich ein fliessender, ein sinnreicher und ein angenehmer Dichter ist, so würde doch seine gröste Volkommenheit sich in der Geschichte zeigen, wenn er weniger Betrachtun-

1742 gen anstelte, und keine Vergleichungen machte, wiewohl er doch oft in beyden nicht unglücklich ist. In seinem letzten Werke hat er Bailen nachgeahmet, von dem er eine Copie darstellet, auch wenn er ihn tadelt.

Man hat lange gesagt, ein Schriftsteller, der ohne Leidenschaft und Vorurtheil seyn solte, müste weder Religion, noch Vaterland haben, und in dieser Absicht hat sich Herr von Voltaire der Volkommenheit sehr genähert. Man kan ihn wirklich nicht anklagen, daß er ein Verehrer seiner Nation sey, er scheinet Gegentheils von einer Art von Thorheit angesteckt, fast wie alte Leute haben, die allemal die vergangene Zeit erheben, und bitterlich über die gegenwärtige klagen. Voltaire ist allezeit mit seinem Lande unzufrieden, und verschwendet Lobsprüche an entfernte.

Was die Religion betrift, so ist er dieserwegen offenbar völlig unbestimt, und würde gewis der neutrale und unpartheyische Geist seyn, den man so sehr zu einem Schriftsteller verlanget, wenn sich nicht ein wenig widrige Gesinnungen gegen die Jansenisten bey ihm befänden, die sich in seinem Werke zu deutlich zeigen. Voltaire hat viel fremde und viel französische Gelehrsamkeit, und auch in der vermischten Gelehrsamkeit, die jetzt so sehr nach der Mode ist, ist er nicht unwissend. Er ist ein Staatskundiger, ein Naturforscher, ein Geometer, und was er sonst wil, aber er weis alles nur obenhin, weil es nicht in seinem Vermögen ist, gründlich zu seyn. Gleichwohl konte er ohne viel Scharfsinnigkeit, auch diese Dinge nicht alle, wie er thut, obenhin kennen. Sein Geschmack ist eher fein als richtig; er ist ein sinreicher Satiricus, ein

ein schlechter Kunstrichter und ein Wäscher 1742.
in den abstracten Wissenschaften. Die Einbildungskraft ist sein Element, und doch, so seltsam dieses auch klingt, hat er keine Erfindungen. Man wirft ihm vor, er falle beständig von einem Aeusserstem auf das andere; itzt ein Menschenfreund, denn ein beissender Spötter. Mit einem Worte, Voltaire wolte gern ein ausserordentlicher Man seyn, und er ist es gewis!

§. 63.

Dessen Schreiben an den König.

Dies war derjenige Man, der sich durch seine verstelte Tugend, Menschenliebe und Grosmuth die Freundschaft eines grossen Königes erwarb, der er doch nicht würdig war. Voltaire befand sich um die gegenwärtige Zeit krank, wie aus einem sehr vertraulichen Schreiben erhellet, welches er an den König, der mit seinen kriegerischen Unternehmungen inzwischen wiederum den Anfang gemacht hatte, erlies.

Seit dem ich krank gewesen bin, haben Ew. Majest. mehr Thaten verrichtet, als ich Anfälle vom Fieber gehabt habe. Ich war nicht im Stande, die letzten Proben von der Gütigkeit Ew. Majestät zu beantworten. Wohin hätte ich meinen Brief richten sollen? Nach Wien? Nach Presburg? Nach Temeswar? Sie konten in einer von diesen Städten seyn; ja wenn es ein Wesen giebt, welches an mehrern Orten zugleich gegenwärtig seyn kan, so ist es gewis Dero Person, vermöge des Bildes der Gottheit, welches alle Prinzen an sich tragen, und zwar eines sehr denkenden und ge-

1742. schäftigen Bildes. Kurz, Sire, ich habe deswegen nicht geschrieben, weil ich mich in meinem Bette befand, als Ew. Majestät durch Schnee und Siege galoppirten.

„ Die Lieblinge des Aesculap wolten mich sogar
„ überreden, ich würde in das einige Land wandern
„ müssen, wo dein Ruhm allein nicht hingelanget;
„ in dieses Land, aus welchem zum Unglück kein
„ Reisender die Neuigkeiten erzehlet; in dieses
„ Land, wo täglich so viele niederträchtige und grau-
„ same Seelen, Ungarn und Panduren, auf dei-
„ nen Befel und um deiner Streitigkeiten willen,
„ nach dem Klang der Trommel, zum Teufel ge-
„ schickt werden; in dieses Land, worüber jeder
„ Christ, jeder Jude, jeder Muselman vernünf-
„ telt, wovon man auf der Kanzel und in der
„ Sorbonne schwatzet, ohne jemals das geringste
„ auszumachen, so wie der geschwätzige, grausame
„ und satirische Pariser Romane der Staatskunst
„ schmiedet, von Belleisle und vielleicht auch von
„ dir bald Gutes bald Böses redet, und in seinen
„ leichtsinnigen Gesprächen dich aus dem Grunde
„ beurtheilet, ohne dich zu kennen.

Ich habe nur erst einen Fus über das Ufer des Stix gesetzt; aber Sire, die erstaunliche Menge armer Unglücklicher, die ich diesen Flus paßiren sahe, hat mich ungemein gedauret. Einige kamen von Scharding, andre von Prag, oder Iglau. Werden Sie und die Könige, Ihre Mitbrüder, nicht bald einmal aufhören, diese Erde zu verwüsten, die Sie, wie Sie sagen, so gerne glücklich machen wollen?

„ Warum folgest du, statt dieses schrecklichen
„ Kriegs, dessen Schläge jeder fühlet, nicht lie-
„ ber dem ehrlichen Abt von Saint. Pierre?

Er würde Sie eben so leicht vergleichen, als 1742.
Lycurg die Aecker zu Sparta theilete, und als man den Mönchen ihre gleichen Theile bestimmet. Er würde die fünfzehen Herrschaften Heinrichs 4 anrichten; inzwischen ist es gewis, daß Heinrich 4 niemals an einen solchen Entwurf gedacht hat. Die Commis des Herzogs von Sülly, die seine Nachrichten gemacht haben, haben desselben erwänet. Aber der Staatssecretair Villeroy, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gedenket desselben mit keinem Wort. Es ist lustig, daß man dem Heinrich 4 den Entwurf zuschreibt, so viele Thronen umzukehren, da er den seinigen kaum erst befestiget hatte. Inzwischen bis sich der europäische Reichstag versamlen wird; alle Monarchen billig und zufrieden zu machen, befelen mir Ew. Majestät, Ihnen dasjenige zu schicken, was ich seit kurzen von dem Jahrhundert Ludwig 14 verfertiget habe; denn Sie haben Zeit zu lesen, wenn andre Menschen keine Zeit dazu haben. Ich lasse meine Papiere von Brüssel kommen; ich werde sie abschreiben lassen, um den Befelen Ew. Majestät zu gehorchen. Vielleicht werden Sie sehen, daß ich mir ein alzugrosses Feld vornehme; aber ich arbeite vornemlich für Sie, und ich habe geglaubt, die Sphäre der Welt wäre nicht zu gros. Ich werde also, Sire, die Ehre haben, Ew. Majestät innerhalb eines Monaths ein erschreckliches Paquet zuschicken, welches Sie vielleicht mitten in einer Schlacht, oder in einer Tranchee antreffen wird. Ich weis nicht, ob Sie in allen diesem Geräusch der Ehre glücklicher sind, als Sie in der süssen Einsamkeit zu Rheinsberg waren.

1742. „Inzwischen, grosser König, liebe ich dich noch „ immer so sehr als ich dich liebte, da du noch „ zu Rheinsberg und in dir selbst verborgen „ warest, da du von keinen andern grossen „ Thaten wustest, als über den Irtum, die „ Laster, die Unwissenheit durch Hülfe der „ Beredsamkeit zu siegen, ehe du über Köni- „ ge siegen lernetest.

Empfangen Sie, Sire, mit Ihrer gewönlichen Gütigkeit, meine tiefe Ehrfurcht, eine Ergebenheit, die niemals ein Ende nehmen wird und eine Zärtlichkeit, die nicht ehe aufhören wird, als bis Sie aufhören werden, mich zu lieben.

§. 64.

Treffen bey Chotusitz.

Dieser Brief traf unsern Weltweisen wirklich unter den rauhesten Beschäftigungen an. König Friedrich war durch den unvermutheten Widerstand der Königin von Ungarn und durch den glücklichen Anfang ihrer Waffen bewogen worden, einen ansehnlichen Theil seines Kriegsheeres in Mären einrücken zu lassen, welches sich noch vor dem Ausgange des abgewichenen 1741sten Jahres der Hauptstadt Olmütz bemächtiget hatte. König Friedrich reisete im Jenner des gegenwärtigen Jahres von Berlin zu seiner Armee nach Böhmen ab. Die Sachsen vereinigten sich nebst einigen tausend Franzosen mit seinen Truppen, das Markgraftum Mären zu erobern, welches bereits im vorigen Jahre zur Schadloshaltung des Hofes zu Dresden bestimmet war. Allein man weis, daß Mären von den verbundenen Truppen eben so geschwind wieder verlassen wurde, als es war erobert worden; man

man weis auch, daß bey dieser Gelegenheit der erste Grund zu dem Misverständnis zwischen den Häusern Brandenburg und Sachsen geleget worden, welches nachmals so viele bittere Früchte getragen hat. Der König gieng im April mit seiner Armee wieder nach Bömen zurück, wohin die Sachsen bereits vorangegangen waren. Prinz Carl folgte den Preussen auf dem Fusse nach, grief sie den 17ten May bey dem Dorfe Chotusitz, ohnweit der Stadt Czaslau an, und wurde geschlagen. Es kostete dieser blutige Tag dem Generalmajor Werdeck und dem Major von Buddembrock, einem Lieblinge des Königes und zweiten Sohn des Generallieutenants dieses Nahmens das Leben. Der Generalmajor, Graf Friedrich Rudolph von Rothemburg, wurde gefärlich verwundet, aber nachmals wieder hergestellet. Der König verewigte einige Zeit hernach das Blut dieser Helden, indem er folgender Gestalt von ihnen sang b): 1742.

Que dirai-je de Vous, Héros couverts de Gloire,
A qui la *Prusse* doit sa séconde Victoire?
Rien ne vous ébranta; ces perfides *Saxons*,
Meditant en secret d' infames trahisons,
Rompaient les noeuds sacrés d' une triple alliance;
Ils quittaient la *Baviere* & la *Prusse* & la *France*;
Jaloux de nos succès, qu' ils ne pouvaient ternir,
Ils fujaient & par crainte & pour nous affaiblir.
Le *Lorrein* s' avançait vers l' *Elbe* épouvantée,
Mais par votre valeur son onde ensanglantée
Apprit à l' Ocean vos immortels exploits.

 Helas,

b) Epitre IX. A *Stil.* im ersten Theil der Oeuvres du Philosophe de *Sans-Souci.*

1742. Helas, cher *Rotembourg!* Est-ce vous que je vois
Victime de la mort ? Dieux ! Quel sanglant spectacle !
Aux Dieux mon amitié demandait un miracle,
Et *Mars* vous rapella des portes du trépas,
L'*Autrichien* sentit le poids de votre bras,
Et vos régards mourans jouirent de sa fuite,
Werdeck & *Bouddembrock*, ardens à la poursuite,
Dans ces funebres champs terminerent leurs jours.

„Was sol ich von euch sagen, ihr mit Ehre „gekrönten Helden, denen Preussen seinen zweiten „Sieg schuldig ist? Nichts erschütterte euch. Die „treulosen Sachsen dachten insgeheim auf schänd„lichen Vorrath, zerbrachen die heiligen Bande „eines dreifachen Bündnisses, und verliessen „Baiern, Preussen und Frankreich. Eifer„süchtig auf unser Glück, welches sie nicht ver„dunkeln konten, flohen sie theils aus Furcht, „theils um uns zu schwächen. Der Lothringer „näherte sich der erschrocknen Elbe, aber durch „eure Tapferkeit lehreten ihre mit Blut gefärbten „Wellen dem Ocean eure unsterbliche Thaten.

„Ach theurer Rothemburg! Bist du es, den „ich sehe? Du, ein Opfer des Todes? GOtt, welch „ein blutiger Auftrit! Meine Freundschaft erfle„hete von den Göttern ein Wunder, und Mars „rief dich von den Pforten des Todes zurück. „Oesterreich fülte die Last deines Arms, und deine „sterbenden Blicke labeten sich noch an seiner „Flucht. Auch Werdeck und Buddembrock, hitzig

„ hitzig im Verfolgen, endigten auf diesen 1742.
„ traurigen Feldern ihre Tage.

§. 65.

Schreiben des Herrn von Voltaire an den König den 15den May.

Zween Tage vor diesem Treffen schrieb der Herr von Voltaire, der sich gegenwärtig zu Paris aufhielt, an unsern Held. Der Anfang dieses Schreibens ist in Versen, und lautet so:

„Da du noch einen Vater, und in diesem Va-
„ ter einen Herrn hattest, warest du ein Weltweiser
„ und lebtest unter deinen Gesetzen; aber jetzt, da
„ du in die Reihe der Könige gesetzt worden, und
„ würdiger bist, es zu seyn, als sie, dienest du zwan-
„ zig Herren zugleich. Diese Herren sind Tirannen.
„ Der erste ist die Ehre; ein Tiran, dessen Fesseln
„ dir angenehm sind, und der den strahlenden Sieg
„ an das Ende meines Reims und deiner Thaten se-
„ tzet. Zu ihrer Seiten stehet die Staatskunst, die
„ nicht so blendend, aber eben so stark ist, nachsinnet,
„ und einen Vortrag ausarbeitet oder aufhebet; sie
„ misset deine Schritte ab, die die Ehre erhitzte. Der
„ Eigennutz, die Treue, die zuweilen mit einander
„ übereinstimmen, aber nur zu oft widersprechen, ge-
„ färliche Freunde und heimliche Feinde sind; jeden
„ Tag neue Entwürfe und neue Gefaren; alles zu
„ hören, alles zu sehen, und alles geschickt auszufü-
„ ren; diesen mit Hofnung, jenen mit Gründen,
„ einen andern mit einem witzigen Scherz zu bezah-
„ len; bezwungnen Völkern seine Macht liebens-
„ würdig zu machen; welch eine Arbeit! welch eine
„ Last! König zu seyn ist kein so sanftes Schicksal,

1742. „als man glaubt. Wie viel kostet es nicht, „ein Held zu seyn!„

Ihnen kostet dieses alles nichts, Ihnen, Sire, ist alles dieses natürlich; sie verrichten grosse und weise Thaten mit eben der Leichtigkeit, mit welcher Sie Musik und Verse machen, und solche zierliche Briefe schreiben, die einem schönen Geist Frankreichs eine vorzügliche Stelle unter die übrigen auf ihn eifersüchtigen schönen Geister erwerben würden.

Ich schöpfe einige Hofnung, daß Ew. Majestät Europa wieder beruhigen werden, so wie Sie es erschüttert haben, und daß die Menschen, Ihre Mitbrüder, Sie einmal segnen werden, nachdem sie Sie bewundert haben. Meine Hofnung gründet sich nicht allein auf den Entwurf, den der Abt von Saint Pierre Ew. Majestät zugeschickt hat. Ich glaube, daß Sie die Sachen wirklich sehen, die dieser Friedensstifter zu sehen glaubt, der von der Welt nur gar zu schlecht gehöret wird, und daß der König, der ein Weltweiser ist, dasjenige volkommen weis, was der Weltweise, der kein König ist, zu errathen sich vergebens bemühet. Ich hoffe noch vieles von ihren menschenfreundlichen Gesinnungen. Was mir aber eine volkommene Sicherheit giebt, ist ein dutzend Capriolenmacher und macherinnen, die Ew. Majestät aus Frankreich in Dero Staaten kommen lassen. Man tanzet sonst nur zu Friedenszeiten. Sie haben zwar einigen benachbarten Mächten den Tanz bezahlen lassen; allein das geschahe um Ihres und des algemeinen Bestens willen. Sie haben die Würde und Vorrechte der Churfürsten wieder hergestellet. Sie sind auf einmal

mal der Herr Teutschlandes geworden; 1742.
und wenn Sie einen Kaiser gemacht haben, so fehlet ihnen dazu weiter nichts als der Titel. Bey dem allen haben Sie hunderttausend wohlgestaltete, wohlbewafnete, wohlbekleidete, wohlgefütterte und wohlgesinnete Soldaten. Sie haben an ihrer Spitze Schlachten gewonnen und Städte erobert; Ihnen komt es nunmehr zu, zu tanzen. Voiture, Sire, würde zu ihnen gesagt haben, daß Sie einen volkommenen Anstand zum tanzen haben; aber ich bin nicht so vertraut mit grossen Geistern und Königen als er, und es komt mir nicht zu, in Sprüchwörtern mit ihnen zu scherzen.

Statt zwölf guter Academisten, Sire, haben Sie also zwölf gute Tänzer. Diese sind weit leichter zu finden, es ist auch überhaupt etwas lustiger. Man hat zuweilen gesehen, daß Academisten einen Held verdrüslich gemacht, daß ihn hingegen Operisten vergnügt haben.

Die Oper, womit Ew. Majestät Berlin schmücken, hindert Sie nicht, an die schönen Wissenschaften zu denken. Eine Neigung thut bey Ihnen der andern keinen Eintrag. Es giebt Seelen, die nicht eine einige Neigung haben, die Ihrige hat sie alle; und wenn GOtt das menschliche Geschlecht nur ein wenig liebte, so würde er allen Fürsten einen solchen algemeinen Geist ertheilen, damit sie das Gute in allen Stücken unterscheiden und beschützen könten. Ich glaube, daß dies der Endzweck ist, darum sie ursprünglich gemacht sind.

Ich kenne einige Acteurs für das Trauerspiel, die nicht ohne Geschicklichkeiten sind, und sich für Ew. Majestät schicken würden; denn ich schmeichle

mich

1742. mich mit der Hofnung, Sie werden sich nicht allein auf die italienischen Galimatias und auf die französischen Luftsprünge einschränken. Der Held wird allemal die Schaubüne lieben, die Helden vorstellet. Möchten Sie doch, Sire, bald alle Arten von Vergnügungen geniessen, so wie Sie alle Arten des Ruhms erlangt haben! Dies ist der aufrichtige Wunsch Ihres Bewunderer, Ihres Unterthans dem Herzen nach, der zum Unglück nicht in Dero Staaten lebt; eines Geistes, der von der Grösse des Ihrigen durchdrungen ist; und eines Herzens, welches an Ihrem Glück eben so viel Theil nimt; als Sie selbst.

Empfangen Sie, Sire, mit der gewönlichen Gütigkeit meine tiefste Ehrfurcht.

§. 66.
Und vom 26sten May.

Der Herr von Voltaire mochte inzwischen die Nachricht von dem vorhin gedachten Treffen erhalten haben, und diese Begebenheit war für ihn zu wichtig, als daß er nicht ein neues Schreiben an den König hätte erlassen sollen. Es ist vom 26sten May und lautet so:

„ Der Salomo Nordens ist also dessen Ale-
„ xander, und der, der die Liebe der Welt ist, ist
„ auch ihr Schrecken? Deine Feinde sollen lernen,
„ daß Helden von dir Gesetze annehmen müssen,
„ so wie Weise sie schon von dir bekommen haben.
„ Ich liebe die Helden nicht, sie machen zu viel Ler-
„ men; ich hasse jene stolzen Eroberer, die Feinde
„ ihrer selbst, die in den Schrecken der Schlacht
„ ihr höchstes Gut setzen, allenthalben den Tod su-
„ chen und ihn hunderttausend ihnen gleich gebohrne

„ Men-

„ Menschen leiden lassen. Je mehr Glanz 1742.
„ ihre Ehre hat, desto hassenswürdiger sind
„ sie. O Himmel, wie sehr müste ich dich hassen!
„ Indessen liebe ich dich doch, ohnerachtet alles
„ Blutes, womit du die Fluren Teutschlandes be-
„ flecket hast; ohnerachtet aller der Krieger, die dei-
„ ne tapfern Hände an jenes finstre Ufer geschickt
„ haben. Du bist ein Held, aber du bist auch ein
„ Weiser; deine Vernunft flucht den unmenschli-
„ chen Thaten, wozu dich dein Muth zwang, wenn
„ du mitten unter Kanonen auf grausamen Leichen-
„ hügeln, dem Tode trotztest, den Sieg bestimtest,
„ und deinen Ruhm mit dem Blute der Unglück-
„ lichen befestigtest. Ich vergebe dir alles, wenn
„ du nur darüber seufzest.

Ich denke an die Menschlichkeit, Sire, ehe ich an Sie selbst denke; nachdem ich aber, wie ein andrer Abt von Saint Pierre das menschliche Geschlecht beweinet habe, dessen Schrecken Sie werden, so überlasse ich mich nunmehr aller Freude, die mir Ihr Ruhm einflösset. Dieser Ruhm wird volständig seyn, wenn Ew. Majestät die Königin von Ungarn zwingen werden, den Frieden anzunehmen, und die Teutschen, glücklich zu seyn. Sie sind also der Held Teutschlandes und der Schiedsrichter Europens, Sie werden auch dessen Friedensstifter werden und unsre Vorreden in den Opern werden nur Ihnen gewidmet seyn.

Das Glück, welches mit dem Menschen sein Spiel treibt, aber Ihnen unterworfen zu seyn scheinet, ordnet die Begebenheiten dieser Welt auf eine sehr lustige Art. Ich wuste wohl, daß Sie grosse Thaten verrichten würden; ich war des schönen Jahrhunderts gewis, welches Sie würden entstehen lassen;

1742. lassen; aber ich vermuthete es nicht, als der Graf von Four den Marschal von Broglio besuchte, und als er nicht alzuvergnügt darüber war, daß der Graf von Four einmal die Gütigkeit haben solte, ihm mit einer siegreichen Armee zu Hülfe zu kommen und ihn durch eine Victorie zu befreien. Ew. Majestät haben bis jetzt nicht geruhet, die Welt von den Umständen dieser Schlacht zu benachrichtigen. Ich glaube wohl, daß Sie andre Sachen zu thun haben, als Berichte zu machen; aber Ihre Bescheidenheit ist von einigen Augenzeugen verrathen worden, welche alle sagen, daß man den Sieg blos Ihrer ausserordentlichen Tapferkeit und Klugheit zuzuschreiben habe. Sie setzen hinzu, daß mein Held immer ein weiches und zärtliches Herz hat, und daß eben derselbe Man, der so viele Menschen tödtet, vor dem Bette des Herrn von Rothemburg sitzet. Dies schreiben Sie nicht, und Sie könten es doch gestehen, als Dinge, die Ihnen volkommen natürlich sind.

Fahren Sie fort, Sire; aber machen Sie wenigstens so viele Menschen in dieser Welt glücklich, als Sie ihr entrissen haben. Mein Alexander werde wieder Salomo, so bald es ihm möglich seyn wird, er erinnere sich zuweilen seines alten Bewunderers, der dem Herzen nach noch immer sein Unterthan ist; desjenigen, der sein Leben zu Dero Füssen zubringen würde, wenn ihn nicht die Freundschaft, welche stärker ist, als die Könige und Helden, zurückhielte; der aber demohnerachtet Ew. Majestät mit der tiefsten Hochachtung und zärtlichsten Ehrerbietung auf ewig ergeben seyn wird.

§. 67. 1742.

Breslauer Friede.

Die Wünsche des Dichters blieben nunmehr nicht lange unerfüllet. Friedrich war in der Schlacht bey Chotusitz von seinen Bundesgenossen, den Franzosen, verlassen worden. Ein sonderbarer Umstand entdeckte ihm die wenige Redlichkeit, mit welcher sie gegen ihn zu Werke giengen. Der österreichische General Pallandt war in der Schlacht verwundet und von den Preussen gefangen worden. Der König besuchte ihn, und suchte seine Schmerzen durch den leutseligsten Zuspruch zu lindern. Sire! sagte der General zu ihm, könte ich doch Ew. Majestät meine Erkentlichkeit für Dero Sorgfalt an den Tag legen! Ich würde vergnügt sterben, wenn ich sie überfüren könte, mit was für Allirten sie es zu thun haben. Ja, Sire, sie suchen nichts, als Ew. Majestät zu hintergehen. Als der König solches nicht glauben wolte, erbot sich der General, einen Courier nach Wien zu schicken, und seine Konigin um die Mittheilung eines aufgefangenen Schreibens zu ersuchen, worin der Cardinal von Fleury dem Marschal von Broglio ausdrücklich verbot, seine Truppen nicht zu den Preussen stossen zu lassen, noch etwas zu ihrem Vortheil zu unternehmen. Der Courier brachte das Schreiben mit, und König Friedrich verlor nunmehr alles Vertrauen zu den Franzosen. Er schrieb gleich nach der Schlacht an den Marschal von Broglio: Ich habe meinen Verbindlichkeiten gegen meine Bundesgenossen ein Genüge gethan; (Je suis quitte envers mes Allies.) denn meine Truppen

1742. pen haben einen volständigen Sieg erfochten. Ihre Schuldigkeit ist, sich dessen ohne Zeitverlust zu Nutz zu machen; widrigenfals werden sie es bey ihren Alliirten zu verantworten haben. Der Marschal, der damals noch nicht verstand, was die ersten Worte bedeuten solten, schrieb an den Cardinal von Fleury, daß sich der König etwas höflicher hätte ausdrücken können, daß man es ihm aber zu gut halten müste, weil er das Französische nicht verstehe. Allein das Gerücht von den vorseienden Friedenshandlungen lehrete den verschlagenen Marschal von Belleisle gar bald den Sinn dieser Worte einsehen. Er begab sich selbst in das preußische Lager, den König auf andre Gedanken zu bringen; allein seine Hofnung war vergebens. Friedrich entdeckte ihm mit der grösten Freimütigkeit, daß sein Friede mit der Königin bereits auf dem Schlusse stehe. Er zeigete ihm den obengedachten Brief des Cardinals Fleury und verwies ihm die Treulosigkeit seines Ministerii. Der Marschal gerieth für Schaam und Verdrus so ausser sich, daß er auch, als er aus dem Zimmer des Königes gieng, seine Perruque in dem Vorzimmer auf die Erde warf, und dabey in die Worte wider den alten Cardinal ausbrach: Die verwünschte Mütze wird uns doch immer Unglück bringen! Der Friede wurde im Junio und Julio wirklich geschlossen, und öfnete unserm Weltweisen ein neues Feld, die Tage seiner Ruhe, dem Glücke seines Volkes und den Musen zu widmen.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wippel, Johann Jacob,

Volständige Gelehrtengeschichte des Weltweisen auf dem Thron aus ächten Quellen und unverdächtigen Nachrichten zusammen getragen und bis auf gegenwärtige Zeit fortgesetzt
Bd.: Erster Theil

Frankfurt und Leipzig 1765

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1821
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279297-2
VD18 90045173-001